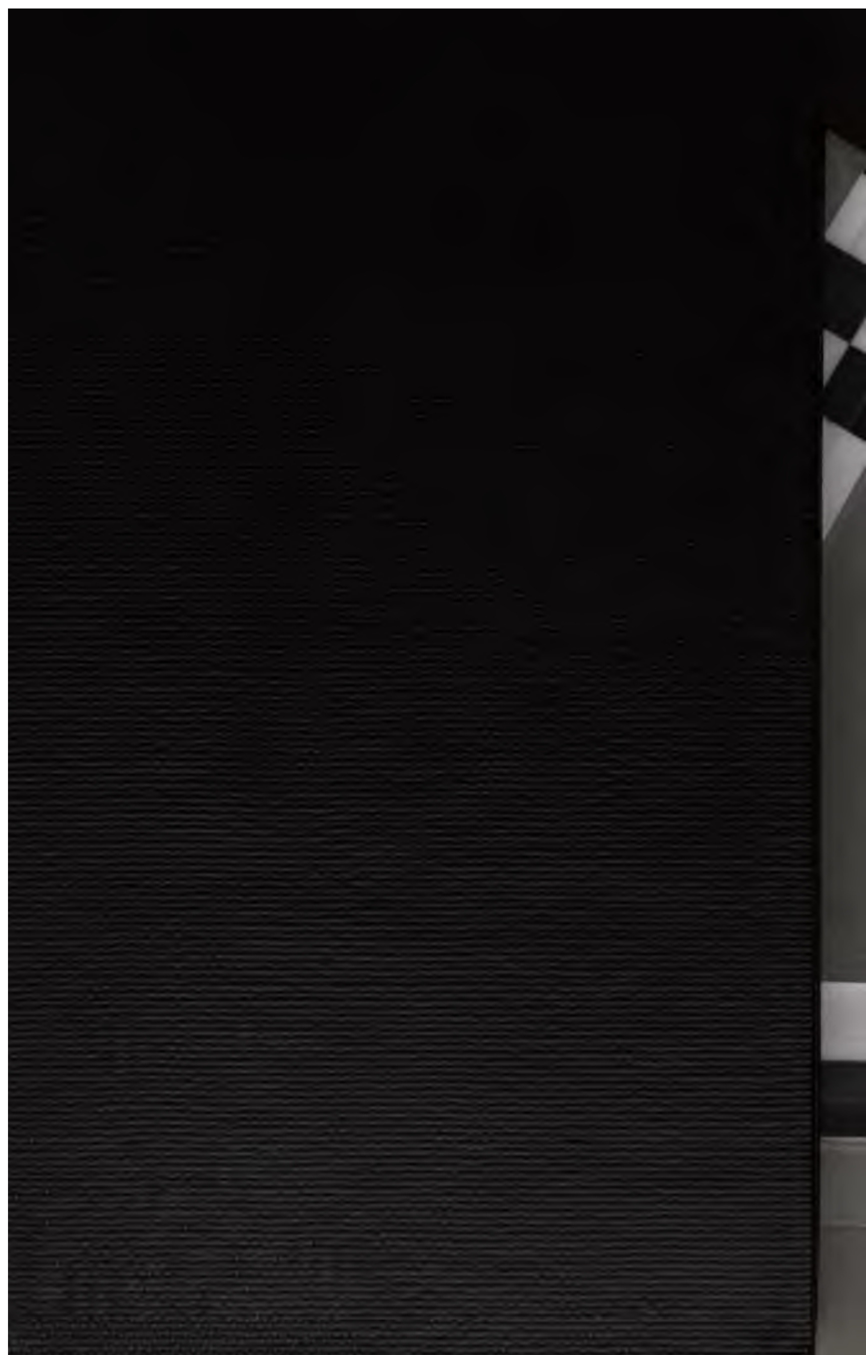
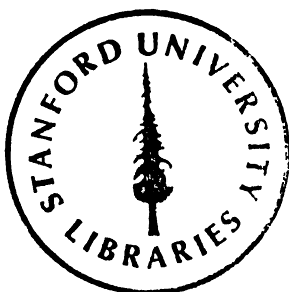
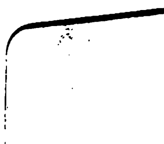



STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES



ROSA MAYREDER

IDOLE

Roman



Berlin
S. Fischer, Verlag
1899.



ROSA MAYREDER

IDOLE

Roman



Berlin
S. Fischer, Verlag
1899.

Idole

ROSA MAYREDER

Idole

Geschichte einer Liebe

Berlin
S. Fischer, Verlag
1899.

Ein einziges Wort hat Alles wieder lebendig gemacht! Ich fühle, die Zeit, die darüber hingegangen ist, war nur ein Verband auf einer ungeheilten Wunde. Er, an den ich gebunden bin, hat mich nicht freigegeben; er ist nur im Hintergrunde gestanden, stumm, aber dennoch gegenwärtig.

Ich habe ihn nicht vergessen, ich kann ihn nicht vergessen! Ich kann ihn nicht vertreiben aus meinem Herzen! Es giebt eine schauerlich geheimnisvolle Bezeichnung dafür, für dieses Unzertrennlichsein, für dieses Ineinandergewachsensein, für dieses Besessensein, eine pathetische Bezeichnung, die aus andern Zeiten stammt, als die Menschen noch an eine Magie der Leidenschaft glaubten und sich ihr ergaben wie einem unabwendbaren Schicksal, blind und widerstandslos.

Er aber hat sich ihr nicht ergeben, er kannte Mittel, die den Zauber brechen. Er hat sich widersetzt; er wollte nicht — er wollte nicht, daß ein Weib in seinem Blute wohnen sollte. Er hat sein Ich zum Alleinherrscher gemacht und kein zweites Ich daneben geduldet. Er hat mich getötet in seiner Seele.

Aber nein, es ist Alles ganz alltäglich zugegangen; es war nichts Frevelhaftes dabei, nichts Geheimnisvolles. Er hat mich einfach nicht wieder geliebt — ein sehr gewöhnlicher Fall.

Wie lächerlich, eine so große Empfindnng an ein so kleines Erlebnis, an eine so kahle, so dürftige Wirklichkeit zu knüpfen! Welches Mißverständnis! Ja, war das Ganze nicht ein bloßes Mißverständnis? Ich habe ihn für einen andern gehalten, als er war; ich habe mich getäuscht. Ist damit nicht alles aufgeklärt, alles abgethan? Mußte er nicht merken, daß ich ihn mißverstand? Daß ich ihn für einen andern hielt, als er war? Daß ich ihn nur deshalb liebte? Giebt es etwas Erkältenderes, als nicht um seiner selbst willen geliebt zu werden? Giebt es etwas Beleidigenderes, als um eines fremden Wesens willen geliebt zu werden?

Ah, da stehe ich wieder am Eingang des Labyrinthes, vor dem Abgrund! Liebt nicht er in aller Wirklichkeit ein fremdes Wesen um meinetwillen? Liebt er nicht mich in einem fremden Wesen? Er hat mich geliebt, er liebt mich noch! Er liebt mich in jener dunklen, stillen, versunkenen Tiefe seines Innern, wo etwas lebt, das nicht sein äußerlicher Mensch ist, nicht Verstand, Weltklugheit, Wissenschaft, wo etwas lebt, das er nicht kennen will, nicht dulden will, nicht erleiden will, das, was mein ist an ihm, was mir nicht entrissen werden kann, was das fremde Weib nie besitzen wird.

Aber er hat das Glück, das ich ihm geben konnte,

ausgeschlagen; er hat ein anderes Glück vorgezogen. Er ist glücklich, er ist zufrieden nach seiner Weise. Das heißt, er ist unbehelligt, er ist ungestört von starken Empfindungen. Er lebt mit Seelenruhe, ohne die jauchzende Wonne und ohne die erschütternden Qualen der Liebe. Er lebt kein Leben der Liebe — aber er wünschte sich auch kein Leben der Liebe.

Und ich? Über mich herein hat sich die Liebe ergossen wie ein alles erfüllender Strom; ich bin untergegangen in ihr mit meinem ganzen Sein. Und in meiner Einsamkeit stehe ich immer noch vor dem Bilde desjenigen, den ich liebe, und immer noch steigt ein heißes, bebendes Entzücken mir auf die Lippen: Siehst Du denn nicht, ich liebe Dich? Siehst Du denn nicht, Du lebst in mir ein zweites Leben, ein glühendes, leuchtendes, farbiges Leben in den phantastischen Schlössern der hohen Liebe? Aus der harten Schale der Wirklichkeit entpuppt, schwebt Deine Erscheinung beflügelt in den duftenden Gärten meiner Zärtlichkeit, und purpurne Blumen blühen zu Deinen Füßen, wenn Du unter dem Sternenhimmel wandelst, den ich über Dir ausgespannt habe.

Denken nicht alle Mädchen mit Schwärmerei an die Liebe von ihrem dreizehnten, vierzehnten Jahr an? Die Liebe, das ist die Hoffnung, das Glück, die Erfüllung. Wir denken an sie, so oft wir mit uns selbst allein sind: wir denken an den wunderbaren, verheißungsvollen Unbekannten, der da kommen soll, und wir schmücken ihn mit allen Eigenschaften, die uns groß, herrlich, verehrungswürdig dünken.

Aber wenn wir mit Männern zusammen sind, fällt es uns nicht ein, daß auch dieser Mann darunter sein könnte. Das verschwiegene Idol, der heimliche Geliebte unserer Seele, wie könnte er in diesen schwarzen Fräcken, in diesen steifen Hembbrüsten, in diesen langweiligen Beinkleidern stecken? Wie könnte er einen Cylinder tragen und gewichste Stiefel? Müßte er nicht unendlich poesievoller, unendlich vollkommener sein als alle diese rasierten und unrasierten Gesellen mit dem geschorenen Kopf, die nach Tabak oder Bier oder Cognac riechen, und die nicht wissen, was sie mit ihren Händen anfangen sollen, wenn sie sie nicht in die Hosentaschen stecken dürfen —? Sie sind so gar

nicht einladend, sie erwecken keine Wünsche; man tanzt mit ihnen, weil es üblich ist, aber im Grunde genommen ist dieser schwarzüberzogene Körper, der sich an unserer schimmernden Seidentaille scheuert und sie beschmutzt, nichts als eine Belästigung.

Und doch ist eines Tages unter ihnen einer, mit dem das Idol verschmilzt. Auf unbegreifliche, geheimnisvolle Weise — denn er unterscheidet sich äußerlich nicht von den andern.

Als dieser Mann eintrat, ja gleich als ich ihn das erste Mal erblickte, kam er mir so sonderbar bekannt vor, so vertraut, als kennte ich ihn schon längst. Und nachdem er einige Minuten lang mit mir gesprochen hatte, höfliche, nichtssagende Worte, wie jeder junge Mann sie an jedes junge Mädchen richtet, gewann ich auf einmal den Eindruck, daß ich mich ganz köstlich unterhielte, daß diese ganze Gesellschaft, die da ziemlich ledern herumstand und -saß, animiert wie noch nie sei.

Als er dieser Pflicht der Höflichkeit gegen mich nachgekommen war, wendete er sich zu Max, der neben ihm stand, und vertiefte sich in ein Gespräch über ein neues Heilmittel, das damals gerade von sich reden machte.

Ich betrachtete ihn heimlich mit einem gespannteren Interesse, mit einer intensiveren Aufmerksamkeit, als jemals ein Mensch in mir erweckt hatte.

Er war durchaus nicht, was man einen schönen Mann nennt. Seine Wangen waren eingefallen, seine Nase war breit und groß, seine Augen, die unstät hin und her irrten, während er mit jemandem sprach,

lagen tief in ihren Höhlen, durch buschige Augenbrauen beschattet, die seine durchfurchte Stirne mit geraden Strichen abschlossen. Aber unter seinem zerzausten Schnurrbart, der aussah, als ob er abgenagt wäre, verbarg sich ein feingeschnittener Mund; und wenn er sprach, machte seine Unterlippe eine anziehende kleine Bewegung voll Güte und Sanftmut. Und ein dunkler, rasierter Streifen, der zu beiden Seiten der Mundwinkel eine helle Stelle hervortreten ließ, erhöhte ganz merkwürdig diesen Ausdruck. Seine Gestalt war groß, aber durch eine schlechte Haltung verdorben. Das einzige vollkommen Schöne an ihm waren seine Hände, schlanke, weiße, gepflegte Doktorenhände, die eine außerordentliche Ausdrucksfähigkeit besaßen.

Es lag soviel Seele in ihren Bewegungen, daß man beinahe den Eindruck eines Mienenspiels empfing. Sie hatten etwas Ernstes und Liebevolles; sie schienen die verborgensten Eigenschaften, alles, was an einem Menschen am längsten uneingestanden bleibt, zu offenbaren, verschwiegene Wohlthaten, geheime Opfer, zarte Gefühle, jenen scheuen Adel der Empfindung, der sich sorgfältig unter einer Maske wortkarger Zurückhaltung verbirgt. Und dann seine Stimme! Diese tiefe Stimme, die gedämpft war und volltönend zugleich, die so einschmeichelnde Modulationen hatte, Modulationen, in denen so zärtliche und so mannhafte, so hingebende und so stolze Accente erklangen, in denen Weichheit und Kraft, Leidenschaft und Ruhe so überzeugende Töne anschlugen!

Und während ich dem Klang dieser Stimme

lauschte und die Bewegungen dieser Hände beobachtete, entstand in mir eine deutliche Vorstellung von dem Wesen dieses Mannes. Oft in späteren Tagen hat mich der Anblick seiner Hände aus den schmerzlichsten Zweifeln gerissen, und seine Stimme hat mich immer wieder mit Hoffnung und Zuversicht erfüllt.

Und heute noch, jetzt noch sagt eine hartnäckige Stimme in mir: Nein, keine Täuschung, kein Irrtum! Sein tiefstes Wesen, sein ursprüngliches Wesen hab' ich erkannt; und Alles, was trennend zwischen ihm und mir stand, war das Fremde, das Angelernte, das Zerstörte an ihm. Untrennbar verknüpft mit seiner Erscheinung bleibt das Bild, das er in mir erweckte. Und ich hätte nur dieses Bild geliebt, nicht ihn selbst? Ich hätte ein bloßes Erzeugnis meiner Phantasie auf ihn geheftet, wie einen Purpurmantel auf eine Gliederpuppe? O grausamer, o unerträglicher Gedanke! Aber warum erweckte gerade er dieses Bild? Warum, wenn sein Gesicht eine leere Maske war, seine Stimme eine tönende Schelle, seine Hände seelenlose Automaten, warum bewegten sie mich so mächtig, daß meine schlafende Seele aufwachte und ihre geheimsten Wünsche jauchzend ihm entgegen riefen: Das ist er —?

Vielleicht ist dieses Bild seiner Persönlichkeit nicht gleich nach meinem ersten Beisammensein mit ihm fertig in mir dagestanden; aber es kommt mir jetzt so vor.

Ich fühlte mich so froh, so geborgen in seiner Gesellschaft; als ich sah, daß er bei Tisch neben mich zu sitzen kam, empfand ich eine lebhafte Freude. Nie

hatte ich mit einem Fremden so rasch Gegenstände der Unterhaltung gefunden. Ich bemerkte gar nicht, daß er sehr schweigsam war und sich beinahe nur auf's Zuhören beschränkte; erst nachträglich besann ich mich darauf mit Verwunderung, wenn ich jedem Worte, das er mit seinem bezaubernden Organ gesprochen hatte, in der Erinnerung noch einmal lauschte — noch einmal und hundertmal!

Ja der Eindruck, den er auf mich machte, war vielleicht weit stärker, als ich damals wußte.

Nach Tisch zog mich Nelly mit sich fort und sagte:

„Komm doch endlich auch ein bißchen zu mir — ich habe Dich den ganzen Abend noch nicht gehabt, weil ewig dieser unausstehliche Doktor Lamaris an Deinen Rockfalten hängt.“

„Wie?“ sagte ich, und mir war, als hätte ich nicht recht verstanden. „Du sagst dieser unausstehliche —?“

„Ja, das sage ich. Er ist mir antipathisch über die Maßen.“

„Aber warum denn, ich bitte Dich?“

„Ach Gott, ich weiß nicht. Er ist mir einfach antipathisch, und ich kann ihn nicht leiden. Einen ganzen Abend neben diesem Menschen zn sitzen, das würde mich umbringen.“

Ich hatte bis dahin Nelly sehr gerne gehabt; wenn ich mit jemandem von ihr sprach, nannte ich sie bisweilen meine „beste Freundin“. Aber in diesem Augenblick fühlte ich eine jähe Erkältung ihr gegenüber.

Ich war schon im Begriff, zu sagen, daß ich es als eine unbegreifliche Verirrung bezeichnen müsse, wenn jemand den Doktor Lamaris antipathisch finde; aber eine dunkle Empfindung, die ich noch nie gehabt hatte, machte es mir unmöglich, dieses Wort hervorzubringen.

Wir setzten uns in eine Fensternische, um miteinander zu lachen und zu schwätzen, wie sonst. Ich weiß nicht, wie es geschah, daß ich mitten im Gelächter zu weinen begann. Ohne jeden Anlaß. Es war mir selbst rätselhaft: aber ich konnte mich nicht zurückhalten.

„Mein Gott, was ist Dir denn?“ fragte Nelly erschrocken. „Was hast Du denn? Was ist Dir denn geschehen?“

Ich schluchzte so heftig, daß ich nicht antworten konnte. Es war, als ob jemand anderer weinte, über den ich gar keine Gewalt hatte.

Unglücklicherweise bemerkte mich meine Mutter; sie kam gleich herbei, und weil ich nicht zu trösten war, nahm sie mich besorgt in ihre Arme und führte mich hinaus in ein Nebenzimmer. Dadurch wurde die allgemeine Aufmerksamkeit auf mich gelenkt. Vielleicht hatte es den Anschein, als ob ich unwohl geworden wäre; plötzlich stand Doktor Lamaris neben mir. In demselben Augenblick hörten meine Thränen auf zu fließen.

„Darf ich Ihnen meine Hilfe anbieten, gnädige Frau?“ sagte er zu meiner Mutter, die mir mit ihrem Taschentuch die Augen trocknete. „Ich höre, das Fräulein ist ohnmächtig geworden —“

„Es ist nur eine Nervenkrise,“ antwortete meine Mutter. Gott weiß, woher sie dieses lächerliche Wort Nervenkrise nahm; ich war ganz betreten darüber, daß sie es aussprach.

„Leidet das Fräulein öfter an solchen Zuständen?“ fragte er, während er meine Hand ergreifen wollte, um mir den Puls zu fühlen.

„Ja, sie ist sehr nervös —“

Ich ließ meine Mutter nicht ausreden. Es beschämte mich unsäglich, daß ich hier als Patientin behandelt wurde. Dieser sachliche, berufsmäßige Ton des Doktors Lamaris war mir peinlich. Er hatte sein Benehmen gegen mich mit einem Schlage geändert; es kam mir vor, als betrachte er mich wie einen Gegenstand, wie eine Sache, und nicht mehr wie eine Person.

„Mama, ich begreife Dich nicht!“ sagte ich aufgebracht und entriß dem Doktor meine Hand. „Ich bin weder nervös, noch habe ich jemals Nervenkrisen oder sonst welche dumme Zustände.“

„Aber Gisa! Wenn Du auf einmal behaupten willst, daß Du nicht nervös bist!“

„Du machst immer ein solches Aufhebens wegen jeder Kleinigkeit! Wissen Sie, Herr Doktor, die Mama sagt einfach, daß ich nervös bin — wenn ich über etwas ungehalten bin. Aber man kann doch nicht mit allem zufrieden sein!“

„Also was war Dir denn jetzt nicht recht?“

„Daß Du mich für kränklich ausgiebst.“

„Ich meine, warum hast Du denn jetzt so geweint?“

„Ach Gott, ich weiß es nicht!"

„Aber ohne Grund weint man doch nicht so!"

„Mama, ich bitte Dich, peinige mich nicht! Siehst Du denn nicht, daß Du mich peinigst?"

Meine Mutter warf dem Doktor einen jener Blicke zu, mit denen Eltern Andere zu Hilfe rufen, wenn sie mit ihren verwöhnten Kindern nichts mehr anzufangen wissen.

Doktor Lamaris stand schweigend daneben. Ich sah, daß er uns beide aufmerksam beobachtete — wieder als ob wir Gegenstände wären, Präparate oder Versuchskaninchen — mit einem fremden, kühlen, überlegenen, prüfenden Blick, der mir Unbehagen machte.

Dann kam Nelly herein, um zu sehen, wie es mir ginge, und dann die Hausfrau, und dann noch Tante Ludmilla mit einem ausgerauchten, altmodischen Riechfläschchen, das sie mir dienstbeflissen unter die Nase hielt, so daß ich es vorzog, zu sagen, mir sei in der That nicht ganz wohl, und mit meiner Mutter die Flucht ergriff.

Max war eben als Student an die Klinik gekommen, an welcher Doktor Lamaris Assistent war. Er erzählte von ihm wie von einem Wundertier, halb mit Verehrung, halb mit Spott. Sein Fleiß und seine Arbeitskraft sollten „pyramidal“ sein, seine Leistungen als Arzt „phänomenal“, seine Aussichten für die Zukunft „kolossal“; mit achtundzwanzig Jahren genoß er ein Ansehen wie ein Mann von europäischem Ruf. Er lebte wie eine „Schnecke“, arbeitete wie ein „Pferd“, studierte wie ein „Büffel“. Dabei war er gewissenhaft bis zur Pedanterie, unzugänglich bis zur Arroganz, ausdauernd bis zur Verknöcherung, einseitig bis zur Borniertheit.

Aus diesen vermischten Nachrichten über Doktor Lamaris wählte ich heimlich aus, was mir am liebsten war. Während ich später um keinen Preis seinen Namen über die Lippen hätte bringen können, fand ich in dieser Zeit ein eigentümliches Vergnügen daran, seinen Namen so oft als möglich auszusprechen. Raimund Lamaris! Raimund Lamaris!

Die Welt, in der er lebte, diese Welt voll Grauen

und Elend, wo Krankheit, Leiden, Tod eine ununterbrochene Kette bildeten, wurde mir gewohnt und vertraut. Ich stellte mich unerschrockener als ich war, um meinem Bruder alle Beschreibungen und Auskünfte zu entlocken, die mich interessierten. Und doch erfüllten mich diese Spitalgeschichten mit einer unsäglichen Traurigkeit. Ach, wie konnte man leben unter Sterbenden und Leichen, immer vor Augen das jämmerlichste Schauspiel des Lebens, die Krankheit? War ich nicht manchmal niedergedrückt bis zur völligen Verzweiflung durch den Anblick des einzigen Leidenden, den es in meiner Welt gab? Wie beschaffen waren die Menschen, die in diesen Massenquartieren des Todes ihre Blüte, ihre Frische behielten? Die nicht stumpf, nicht müde, nicht hart wurden in dieser Umgebung?

Und noch unbegreiflicher schien es mir, daß es Menschen gab wie Doktor Lamaris, die ein so dämonisches Interesse daran hatten, daß sie alles, was andere als die Genüsse und Belohnungen des Lebens betrachten, diesem einen Interesse hintansetzten.

Was für Abgründe trennten mich von demjenigen, der so beschaffen war! In welcher unüberbrückbaren Ferne bewegten wir uns voneinander! Es schien völlig ausgeschlossen, daß er und ich jemals etwas Gemeinsames haben könnten. Aber warum wehrte sich etwas in mir gegen diesen Gedanken mit so schmerzlicher Unruhe? Warum kam ich denn auf die Idee, daß Doktor Lamaris und ich etwas Gemeinsames haben sollten?

Max, mit dem ich aufgewachsen war, mit dem ich Alles gemeinsam hatte, seit ich denken konnte, der mein einziger Bruder war — Max lebte seit fünf Jahren in derselben fremden und furchtbaren Umgebung; und doch hatte ich nie die Empfindung gehabt, daß er mir dadurch ferne gerückt sei, daß sein Leben und das meine ein Leben in getrennten Welten sei. Seine Erzählungen waren mir bis dahin ziemlich uninteressant gewesen; ich hatte immer heimlich gefunden, daß diese unangenehmen Dinge mich gar nichts angingen.

Jetzt aber war in diese Welt etwas seltsam Anziehendes gekommen — sie war die Welt Raimund Lamaris' geworden. Durch diese kahlen, geweißten Räume mit ihren endlosen Reihen eiserner Betten, wo ein ewiger Karbolgeruch sich mit den Ausdünstungen ausgemergelter, fiebernder Menschenleiber vermischte, sah ich Raimund Lamaris schreiten — und sie schienen mir mit einem Male eine Stätte schwermütiger Wonne. Raimund Lamaris berührte mit seinen schönen, seelenvollen Händen diese elenden Sterbenden — und sie kamen mir mit einem Male wie Gesegnete und Beneidenswerte vor.

Unter diesen Ärmsten befand sich ein Patient, der die besondere Gunst Raimund Lamaris' genoß. Er litt an einer ganz seltenen, noch nicht vollständig beobachteten Krankheit, und Doktor Lamaris hätte gewünscht, ihn dauernd im Spitale zu behalten; aber jedesmal, sobald sich sein Zustand wieder besserte, ließ sich der Patient nicht abhalten, zu seiner Familie und seiner Beschäftigung zurückzukehren. Er war Schneider und hatte eine Frau und sieben Kinder zu erhalten. Die ganze Familie geriet immer in die schrecklichste Not, wenn die seltene Krankheit in ein Stadium der Verschlimmerung trat; und lachend sprach Max die Vermutung aus, daß Doktor Lomaris sich zum Wohlthäter seines Patienten aufgeschwungen habe, damit nicht Elend und Sorge diesen interessanten Fall vorzeitig dem Leben und der Beobachtung entrissen. Wahrscheinlich sei er sogar Kunde seines Patienten geworden, weil er so schlechtsitzende Kleider trage. In der That thue er das Äußerste für ihn, mehr fast, als sich bloß aus seinem wissenschaftlichen Interesse erklären ließe, wie er

überhaupt in Dingen des Geldes ein wahres Kind sei, die Beute eines jeden, der ihn auszunützen verstehe.

„Ich glaube, er liebt diesen „seltenen" Mann," sagte Max halb im Spott, halb im Ernst, wie immer, wenn er von Doktor Lamaris erzählte. „Er hat ihm eine bessere Wohnung genommen und zahlt den Zins für ihn; zu Weihnachten zieht er die ganze Familie neu an; und das jüngste Kind, das erst vor einem halben Jahre auf die Welt kam, hat er aus der Taufe gehoben — wahrscheinlich in der Hoffnung, daß sich die Krankheit auf diesen Sprößling vererbt haben könnte. Übrigens ist es dieser unschätzbare Kranke, dem Du die Bekanntschaft des Doktors Lamaris verdankst; denn er hat die Einladung damals nur als Dank für eine große Spende, die seinem Schützling zugedacht wurde, angenommen. Sonst bringt man ihn nicht mit vier Pferden in eine Gesellschaft."

Ich hatte daraufhin nichts Eiligeres zu thun, als eine Sammlung für den seltenen Patienten einzuleiten; ein erklecklicher Teil meiner Ersparnisse rundete das Ergebnis derselben zu einer so hübschen Summe ab, daß mir Doktor Lamaris eigenhändig dafür dankte.

Wenn auch die Motive meiner Wohlthätigkeit keine ganz „reinen" waren — weiß Gott, dieser Brief mit der unleserlichen Schrift hat mich sehr glücklich gemacht!

Mit den Strümpfen hingegen reüssierte ich nicht. Als ich glücklich drei Paar fertig gebracht hatte — ob es wirklich Frauen geben kann, die gerne Strümpfe

stricken? — und sie Max für das Patenkind des Doktors einhändigen wollte, wurde er böse und sagte, diese Methode der Wohlthätigkeit finde er läppisch; außerdem sei die Geschichte vom Täufling bloß ein Spaß gewesen. Ich sollte mir doch um Himmels Willen abgewöhnen, alles so blutig ernst zu nehmen! Und mit den Strümpfen möge ich eine Neger-Mission oder sonst eine fromme Gesellschaft beglücken; er aber werde sich nicht so lächerlich machen, dem Doktor Lamaris mit Kinderstrümpfen zu kommen.

Die unglücklichen Strümpfe liegen noch in meinem Kasten. Sie haben etwas Rührendes für mich, die Kinderstrümpfe, die ich für Raimund Lamaris gestrickt habe.

In dieser Zeit verschlimmerte sich das Leiden meines Vaters plötzlich.

Dieses Leiden reicht so weit zurück in meine Erinnerungen, daß es für mich unzertrennlich verknüpft ist mit der Vorstellung eines Vaters. Ein Vater — das ist für mich ein leidendes, schwaches, hilfsbedürftiges Wesen, ein Gegenstand der Schonung, der Pflege, des Mitleids. Ich wundere mich immer noch, wenn ich sehe, daß sich andere Väter nicht mit vierzig Jahren pensionieren lassen, daß sie nicht mit zwei Stöcken gehen, daß sie nicht zu Hause bleiben, wenn Frauen und Töchter Bälle und Gesellschaften besuchen, daß sie nicht der Mittelpunkt sind, dem alle andern Rücksichten unbedingt untergeordnet werden. Dieses Leiden war das Unabänderliche, das Schicksal, das nicht nur das Leben meines Vaters regierte, sondern auch das Leben meiner Mutter und das meine. Aber weil es ein unabänderliches Schicksal war, haben wir es auch leichter hingenommen. Wie hätten wir sonst dieses endlose Kranksein, dieses ewige Kurgebrauchen, diese ärztlichen Konsultationen, diese immer fehlschlagenden Hoffnungen auf eine späte Genesung ertragen?

Wie haben wir es nur ausgehalten? Haben wir wirklich immer wieder auf Besserung gehofft? Haben

wir so viele Jahre hindurch täglich dieselben Trostgründe angeführt, weil wir immer wieder erwarteten, daß wir sie den nächsten Tag nicht mehr anzuführen brauchten? Oder haben wir nicht doch heimlich gewußt, daß alles vergeblich, alles aussichtslos sei?

Ich glaube, wir haben es gewußt, alle, Mama, Max, ich. Wir haben es gewußt, obwohl niemals, wenn wir unter uns waren, davon die Rede war, niemals das schreckliche Wort ausgesprochen wurde, das dieses Leiden und seine ganze Hoffnungslosigkeit bezeichnete.

Wir haben es gewußt! Warum wären wir sonst ganz gefaßt gewesen, als endlich ein Tag kam, an dem der Vater gar nicht mehr gehen konnte? An dem diese Lähmung, die er Jahre lang vorausgesehen hatte, und die wir ihm Jahre lang auszureden gesucht hatten, wirklich eingetreten war? Oder dachten wir, daß es sich nur um eine vorübergehende Verschlimmerung handle?

Max bestand darauf, daß nun ein anderer Arzt die Behandlung übernehme. Niemand als Raimund Lamaris konnte es sein.

War es dieser Umstand, der mein Gefühl von der traurigen Wendung im Leben meines Vaters ablenkte? Ein unbegrenztes Vertrauen in die Kunst Raimund Lamaris' erfüllte mich; ich begriff nicht, warum wir nicht längst daran gedacht hatten, ihn zu konsultieren.

Max entgegnete, als ich ihm das vorhielt, daß Doktor Lamaris nur für „ernste" Fälle zu haben sei.

Eine Art Ernüchterung überkam mich nach diesem ersten Wiedersehen. Es schien mir, als sei er in diesen drei Monaten älter, unscheinbarer, unvollkommener geworden. Ich hatte keine genaue Erinnerung an ihn behalten; so oft ich versuchte, mir seine Mienen, seine Sprechweise deutlich zu vergegenwärtigen, zerflossen die Umrisse seiner Erscheinung ins Unbestimmte.

Vielleicht war ich deshalb so sehr gespannt, ihn wiederzusehen; und vielleicht hatte sich deshalb sein Bild in meinem Gedächtnisse so sehr gefälscht. Aber immer, wenn ich etwas mit aller Kraft herbeiwünschte, hat mich der Augenblick der Erfüllung enttäuscht!

Ich sah diesen fremden Mann, der mir flüchtig die Hand reichte, mit Beschämung an. Ein fremder Mann — und ich war die ganze Zeit her so vertraut mit ihm gewesen! So vertraut, daß ich zuversichtlich dachte, er würde mich mit derselben Freude begrüßen, mit der ich ihn erwartete.

Er ging mit Mama und Max in das Krankenzimmer. Ich stellte mich ans Fenster und sah hinaus.

Da lag die langweilige Straße mit den zwei schnurgeraden Reihen halbwüchsiger Bäume, dahinter die Cottagehäuser mit ihren abgeschmackten Giebeln und Erkern. Die violetten Schieferdächer glänzten zwischen dem Schnee hervor. Dicke Tropfen fielen von den Blechsäumen auf die kahlen Gesträuche in den Vorgärten, und wenn ein Windstoß kam, jagten sie so eilig hintereinander her, daß sie sich zu perlenden Schnüren vereinigten. Der Himmel war grau und schmutzig wie der zerfurchte Schnee auf der Straße. Graue, wässrige Flocken sanken grämlich herab.

Vor unserem Hause stand der Wagen des Doktors; das Pferd ließ den Kopf hängen; der Kutscher hatte sich in die offene Wagenthüre gesetzt und las Zeitung.

Die hoffnungslose Nüchternheit dieser Umgebung fiel mir beklemmend aufs Herz. Mir war, als sähe ich zum ersten Mal alles, was ich seit sechs Jahren täglich sah; und dann fühlte ich etwas wie einen Schwindel. Einen Schwindel, wie am Rande eines Abgrunds. Und auf einmal kam es mir so seltsam vor, daß ich hier am Fenster stand. Und eine Verwunderung ergriff mich über das, worüber ich mich nie verwundert hatte. Warum war ich denn hier? Warum war ich hereingebannt in diese häßliche und traurige Welt? Warum zitterte in mir ein unbegreifliches Wesen vor Schmerz und Sehnsucht? Warum lebte ich als ich, und sollte mein ganzes Leben lang nur den armseligen kleinen Ausschnitt der Welt sehen, der im Bereiche dieses Ichs lag? Und die unbegrenzte Fülle der Daseinsmöglichkeiten, die unerschöpfliche

Mannigfaltigkeit der Erscheinungen, sie war mir verschlossen auf ewig?

In feierlichen Mondnächten, unter wolkenlosem Himmel, wenn die feuchte Wiese Frühlingsgerüche ausatmet, möchte ich meine Flügel ausbreiten und aufwärts schweben, bis die Erde unter mir liegt als ein silberne Scheibe, schweben durch die funkelnde Nacht und dem fernen Weltgetöse lauschen wie dem Summen der Bienen um einen blühenden Lindenbaum, in der unaussprechlichen Melancholie der großen Seligkeit. Und alle Schmerzen sind beschwichtigt, und alle Wünsche sind entschlafen, und alles Leben ist nur mehr ein leises Wiegen im Unendlichen.

„Ich gehe gleich wieder hinein," sagte meine Mutter, als sie mit Doktor Lamaris und Max aus dem Zimmer des Vaters trat; „denn er könnte sonst glauben, daß Sie mir heimlich über seinen Zustand Dinge mitteilen, die ich ihm nicht sagen kann. Max wird sich erlauben, alles übrige mit Ihnen zu besprechen."

Doktor Lamaris verneigte sich schweigend; dann verlangte er Feder und Papier, um ein Rezept zu schreiben. Max ging, das Gewünschte zu holen.

Wir standen uns einige Augenblicke allein gegenüber. Ich betrachtete ihn teilnahmslos. Auch er schien mir in die Ferne gerückt.

„Wie haben Sie den Papa gefunden?" fragte ich höflich.

„Relativ wohl."

„Wird sich also sein Zustand bald bessern?"

„Darüber läßt sich nichts Bestimmtes sagen."

„Ich meine: wird er bald wieder gehen können, oder — oder nicht?"

„Darüber läßt sich nichts Bestimmtes sagen."

„Das heißt also: nein —?“

„Ich bitte um Entschuldigung, das heißt nur, es ist weder das eine noch das andere ausgeschlossen.“

„Aber Sie — was glauben Sie?“

„Ich glaube gar nichts.“

Diese trockene Ablehnung machte mich in meinem Innern noch kälter. Er schien mir unbedeutend, ja nichtig, wie er so in sich gebeugt vor mir stand, linkisch an einem Rockknopf nestelnd, seine scheuen Augen zerstreut auf den Tisch geheftet.

Das war Raimund Lamaris? Das war der Mann, an den ich drei Monate lang mit Schwärmerei gedacht hatte? Der Gegenstand der Träume, die einen warmen Glanz über meine innere Welt gossen, als wären sie die Morgenröte eines nahen und gewissen Glückes —?

Der Vater konnte nicht genug Lobes von Raimund Lamaris erzählen; er war voll Hoffnung und Zuversicht, daß er in den Händen dieses genialen jungen Arztes einer besseren Zukunft entgegengehen werde. Keiner der vielen Ärzte habe eine so eingehende, gründliche, aufmerksame Untersuchung vorgenommen; seine eigene Lebensgeschichte, die Geschichte seiner Eltern und Großeltern und die Geschichte von Max und mir habe er sich erzählen lassen.

„Aber wie konnte er das in dieser kurzen Zeit?“ fragte ich erstaunt; denn ich glaubte, ich sei nicht länger als zehn Minuten am Fenster gestanden.

„In dieser kurzen Zeit?“ sagte der Vater gleichfalls erstaunt. „Er ist über eine Stunde hier gesessen;

und er wäre noch geblieben, wenn es mich nicht schließlich zu sehr angestrengt hätte. Ja, das ist einmal ein Arzt, wie er sein soll! Ein Arzt, der Zeit hat für den Patienten, der sich wirklich mit dem Patienten beschäftigt, der nicht an tausend andere Dinge denkt, während man ihm die wichtigsten Mitteilungen macht —"

„Aber er hat ein gar zu trockenes Wesen, findest Du nicht?"

„Liebes Kind, das verstehst Du nicht. Wenn man so viel wie ich mit Ärzten zu thun gehabt hat, dann lernt man die Nichtswisser und Charlatane schon durch ihr bloßes Benehmen von den geschickten und tüchtigen Ärzten unterscheiden. Gerade diese Trockenheit ist mir die sicherste Bürgschaft dafür, daß er seine Sache versteht."

Von jetzt an hatte Doktor Lamaris noch einen zweiten Fürsprecher in meiner Umgebung, und einen, der mir weit gefährlicher war. Denn Max mit seinem Prinzipe, nichts im Leben „blutig ernst" zu nehmen, hatte immer lachend von Raimund Lamaris gesprochen; der Vater aber that es mit Begeisterung. Er hängte den Rest von Lebenshoffnung, der nach seinen pessimistischen Stunden immer wieder in seinem Gemüte die Oberhand gewann, an Doktor Lamaris; er freute sich auf sein Kommen, er bereitete sich darauf vor, er dachte an alles Mögliche, womit er ihm Vergnügen machen konnte.

Ich bin nicht immer eine zärtliche Tochter gewesen. Das unabsehbare Leiden des Vaters, das

meine eigene Jugend in Mitleidenschaft zog und mich früh zu dem Lose einer Diakonissin verurteilte, ohne daß ich um meine Wünsche und Neigungen gefragt wurde — es hat mich zuweilen mit Groll erfüllt; und wenn ich gegen das Verhängnis murrte, so murrte ich auch mit gegen denjenigen, in dem es sich verkörperte. Aber diese Gespräche über Doktor Lamaris, in denen mein Vater so unersättlich war wie ich, haben mich über die Verschlimmerung seines Zustandes, welche uns kaum weniger traf als ihn selbst, hinweggehoben. Und an dem Tage, an dem dieses Wiedersehen eine unerträgliche Öde in meiner Seele zurückließ, ein Gefühl der Leere und Hoffnungslosigkeit, gab mir mein Vater das verlorene Idol zurück.

Abends, ehe ich einschlief, betrachtete ich noch einmal die Erscheinung Raimund Lamaris'. Er stand wieder vor mir, in sich gebeugt, mit jenem düsteren und verlorenen Ausdruck auf seinem männlichen Gesichte; er sagte wieder mit seiner tiefen, sonoren Stimme: „Ich glaube gar nichts —“ und jetzt interpretierte ich seine Haltung ganz anders. Jetzt las ich darin eine edle, schwermütige Resignation, die verehrungswürdige Askese desjenigen, der ohne Illusionen über die Grenzen seines Wissens lebt.

Mein ganzes Leben hatte manchmal die Stimmung der Verlassenheit, die ein regnerischer Sonntag im Winter hat, wenn der Himmel grau ist und die Erde schwarz, wenn ein trüber Nebel die Luft erfüllt und die Bäume ihre Äste arm und kahl von sich strecken.

Oft bin ich an solchen Nachmittagen am Fenster gesessen und habe in die ausgestorbene Gasse hinuntergestarrt. Und Schwermut legte sich auf mich wie ein Winterschlaf der Seele, eine Erstarrung, in der alle Gedanken still werden und kein Wunsch der Zukunft sich mehr regt. Diese Stille, geht sie von mir aus, kommt sie von außen in mich herein? Auch die Welt scheint in Erstarrung gesunken; das einzige Geräusch ist das Ticken der Uhr, eintönig fort, wie der Tropfen in einer unterirdischen Höhle, der ungezählte Jahrtausende hindurch auf dieselbe Stelle fällt.

Und Stunden auf Stunden verrinnen, grau, düster, hoffnungslos, als wäre mein Leben auch nur ein Tropfen in einer unterirdischen Höhle, der einsam durch die ungeheuere Finsternis fällt.

Ich horche, ich horche in mich hinein. Und ich höre eine Stimme, die jammert und seufzt und stöhnt; aber sie dringt herauf aus einem unzugänglichen Abgrund, ein unverständliches Murmeln der Seele.

Ich horche, ich horche in mich hinein. Und ein Leiden geht durch meine Seele wie ein rauschender Wind in der Nacht.

Dann sind alle Fäden, die in die Außenwelt führen, wie abgeschnitten, und die Menschen wandeln vorüber als stumme Schatten aus einer andern Welt. Kann man sich ihnen mitteilen? Giebt es eine Verständigung mit irgend einem zweiten Wesen? Was man aussprechen kann, reicht nicht tief genug. Die Tiefe ist unaussprechlich. Nebelhafte Gestalten steigen aus ihr auf, Gestalten des Ungewordenen, und sie drängen sich aufwärts, und sie strecken formlose Glieder aus mit einem heiseren, unverständlichen Schrei der Sehnsucht, der Sehnsucht nach der Form, nach der Welt, nach dem Leben.

Aber das Leben meidet mich, ich sehe es nur aus der Ferne; aus der Ferne höre ich seine Stromschnellen brausen. Ich bin allein auf einer Insel in einem stehenden Wasser. Kein Fahrzeug landet, das mich hinausführt in den großen, brausenden Strom.

Im Frühling wurde es noch schlimmer. Der Frühling war für mich die traurigste Jahreszeit; ich war immer ganz krank im Frühling. Dann stieg das, was die Mutter meine Nervosität nannte, aufs höchste. Ach, aber auch diese besorgten Fragen, diese ängstlichen Blicke, dieses hilflose Helfenwollen, wo es doch keine Möglichkeit einer Verände-

-rung gab! Arme, gute Mutter, frage doch lieber nicht, was mir fehlt! Ich sage es nicht, ich kann es nicht sagen. Wie sollte ich sagen, was ich nicht weiß? Ich weiß nicht, warum ich so traurig, so unruhig, so niedergeschlagen bin, wenn die Luft mild und würzig ist, wenn die Erde duftet, und das junge Laub aus den Knospen bricht. Laß mich schweigen, laß mich allein sein, beobachte mich nicht! Denn ich weiß nicht, was mir fehlt, ich weiß nicht, was ich will.

Wenn ich in dem kleinen Viereck saß, das uns gehörte, und verdrießliche Bemerkungen über das Cottage machte, sagte mir die Mutter gerne, wie viele Menschen überglücklich wären, wenn sie ein solches Fleckchen Grün ihr Eigen nennen könnten. Aber ich wurde dadurch nicht überglücklich. Liegt denn etwas Tröstliches in der Vorstellung, daß das Leben für so viele Menschen noch kümmerlicher, noch poesieloser, noch armseliger ist?

Wenn ich in dem kleinen Viereck saß, das unser Garten war, so störte es mich, daß darin kein einziger alter, mächtiger Baum stand, daß nur einige wenige dünne Stämme ängstlich an den Stangen lehnten, an die sie festgebunden waren. Und von allen Seiten sahen die Nachbarn herein; es gab keine Stelle, wo man nicht die Nachbarskinder schreien, die Nachbarskanarienvögel singen, die Nachbarsköchinnen Schnee schlagen, die Nachbarsstubenmädchen Teppich klopfen hörte.

Und in diesem armen Gärtchen träumte ich von einem anderen Garten, von einem Garten, wo die Wege sich zwischen den Gebüschen in eine scheinbare Unendlichkeit

verlieren, die in sich selbst zurückgekehrt, ohne daß man es merkt; wo man unter den hohen Kronen hundertjähriger Bäume wandelt und aus dem tiefen Schatten hinausblickt auf breite, sonnige Wiesen, deren Rand mit vielfarbigen Blumen in gepflegten Rabatten besäumt ist; wo die Feuchtigkeit des Laubes sich mit dem Dufte der Rosen und Reseden zu einem lauen, schmeichelnden Hauch vermischt, der eine Stimmung frommer Glückseligkeit erweckt; wo eine feierliche Ruhe und Weltabgeschiedenheit herrscht, in der nur die Vögel ihre Stimme erheben, um ein Dasein zu preisen, das eins ist mit der Natur.

Größe, Schönheit, Fülle — eine Kraft, die Herr ist über das Leben und es nach dem eigenen Willen gestaltet, eine Kraft, die alle widerstrebenden Elemente in eine harmonische Form zwingt, eine Kraft, die über Wellen und Winde gebietet, die selbstgewiß nach einem Ziele fährt!

Etwas in mir stöhnte vor Ungenügsamkeit, wenn ich mit meinem Vater in diesem armen Gärtchen um die eine kleine Wiese, die darin war, spazieren ging. Schritt für Schritt, unzählige Male um die eine kleine Wiese. Täglich führten wir dieselben Gespräche, die wir seit Jahren führten. Immer wenn wir an die Südseite kamen, wo die Hecken üppig verwachsen waren, geriet der Vater auf das Spalierobst, das er dort setzen lassen wollte. Schon sechs Jahre war die Rede von diesem Spalierobst; aber es wurde niemals gesetzt. Bald war die Jahreszeit zu sehr vorgerückt, bald kostete die Beschaffung und Beaufsichtigung zuviel Zeit und Mühe, bald drohten Frost und Wurm-

fraß zuviel Ärger und Aufregung zu bringen. Aber doch blieb das Spalierobst der Lieblingsgedanke; alle die Herbstbutterbirnen und Calviläpfel, die an dieser fünfundzwanzig Schritt langen Planke hätten wachsen können, genoß mein Vater im Geiste und freute sich auf die Zeit, wenn die kleinen ausgerenkten Bäumlein das erste Mal blühen würden. Es war ein Zeitvertreib für ihn; aber für mich war damals Spalierobst etwas, das mir Thränen in die Augen trieb. Denn es gab zuviel Spalierobst in unserem Leben — zuviel, wovon ewig geredet wurde, ohne daß es jemals eine Verwirklichung erfuhr.

Und ich ging Schritt für Schritt, eine Stunde, zwei Stunden, und sagte „ja, Vater“ und „nein, Vater“, und „wie Du meinst, lieber Vater“; und wenn einer seiner trüben Momente ihn überkam, und er beim Anblick eines blühenden Baumes wehmütig sagte: „Das sehe ich heuer wohl zum letzten Mal,“ so trocknete ich mir rasch hinter seinem Rücken die Thränen und sagte vorwurfsvoll: „Aber was fällt Dir ein, liebster Vater!“

Dann, wenn die Mutter nach Hause kam und wieder ihren Platz einnahm, ging ich hinauf in mein Zimmer, sah auf die einsame Straße hinaus, wo der aufwirbelnde Staub die einzige Bewegung bildete, und versank in Erstarrung.

So war es in früheren Jahren gewesen. Aber jetzt war alles anders. Keine Gespräche mehr über das Spalierobst! Mein Vater und ich hatten einen neuen Gesprächsgegenstand, der einen großen Vorzug vor dem Spalierobst besaß: er interessierte uns Beide.

Zweimal jede Woche kam Doktor Lamaris. Er kam zur bestimmten Stunde; immer stand ich am Fenster uud wartete, bis sein Wagen vorfuhr, um dem Vater seine Ankunft zu melden.

Es hatte keinen geringen Kampf gekostet, bevor diese Ordnung der Dinge festgesetzt war. Doktor Lamaris behauptete, nachdem er einige Male dagewesen war, daß regelmäßige Besuche nicht notwendig seien; wenn er gerufen werde, sei er jederzeit bereit zu kommen.

Damit aber gab sich mein Vater nicht zufrieden. Er hätte am liebsten gehabt, daß Doktor Lamaris täglich käme, und konnte nicht begreifen, warum dieser durchaus nicht einwilligen wollte.

Max suchte dem Vater begreiflich zu machen, daß Doktor Lamaris haushälterischer mit seiner Zeit umgehen müsse.

„Aber es kann ihm doch gleichgültig sein, zu welchem Patienten er kommt, wenn seine Zeit nur bezahlt wird?“

Das leugnete Max. Doktor Lamaris wisse überhaupt gar nicht, wer von seinen Patienten ihn bezahle

und wer nicht; Couverts mit Geld werfe er uneröffnet in eine Schreibtischlade, die er nicht einmal versperrt halte; und erst wenn er Geld brauche, suche er es sich aus diesen Couverts zusammen. Er habe schon glänzende Anträge ausgeschlagen, weil sie ihn nicht interessierten; so hätte er zum Beispiel vor kurzem Leibarzt bei Hofe werden können. Und Max lachte bei der bloßen Vorstellung, daß ein Mensch wie Doktor Lamaris Leibarzt sein sollte.

Da verlegte sich mein Vater aufs Bitten; und mit seinen Bitten besiegte er wirklich den Widerstand, den Doktor Lamaris leisten wollte.

Zweimal jede Woche stand ich am Fenster und wartete, bis sein Wagen vorfuhr.

Und mit Freuden sah ich, wie sich die Straße verwandelte. Der schmutzige Schnee zerging, der Wind trocknete die nassen Dächer; an den Gesträuchen wuchsen grüne Knospen hervor und öffneten sich unter den Liebkosungen der Sonne.

Jetzt liebte ich diese Straße; sie war nicht mehr einsam, nicht mehr langweilig mit ihren schnurgeraden Reihen halbwüchsiger Bäume. Ich träumte nicht mehr von einem hundertjährigen Garten, in dem meine Seele einsam wandeln wollte, um sich an den feuchten Wohlgerüchen blumiger Wiesen zu berauschen.

Auf meiner Insel war ein Gast gelandet, und meine Einsamkeit tönte von einem unablässigen Zwiegespräch. Raimund Lamaris kam und ging in meinen Gedanken wie eine Gestalt in der Sonne, die alle Schatten mit einem lichten Schimmer überblendet. Die wenigen

Worte, die ich mit ihm wechselte, wenn er wirklich gegenwärtig war, wuchsen zu unerschöpflichen Unterhaltungen, wenn ich mit mir selbst allein war.

Was mit ihm in Zusammenhang stand, nahm Glanz und Wärme an, und es gab bald nichts mehr, was nicht einen Zusammenhang mit ihm gehabt hätte. Was stumm in mir gewesen war, gewann eine Sprache; ich fand einen Ausdruck für Alles, was in mir vorging. Das lange Schweigen meiner Seele zu brechen, war eine Lust ohne Gleichen, und ich fühlte kaum, daß es nur Selbstgespräche waren, die ich führte. Es war, wie wenn in einem dunklen Raume Licht gemacht wird; alle Gegenstände, an denen man sich früher gestoßen hat wie an lästigen und unnützen Hindernissen, stehen nun in wohnlicher Ordnung, und Alles hat seinen Platz und seinen Zweck. Dieses Licht, das von Raimund Lamaris ausging, erhellte mein Inneres mit einem Gefühl des Glückes und der Lebensfreude. Es weckte neue Farben in meiner inneren Welt; es gab mir neue Fähigkeiten. Ich war reicher, stärker, freier, ich war erst ganz ich selbst geworden. Nichts geschah, was ich nicht dem Gaste mitgeteilt, was ich nicht mit seinen Augen betrachtet hätte. Und er antwortete auf meine Fragen, er sagte das, was ich heimlich von ihm wünschte und begehrte, und mein thörichtes Herz berauschte sich an diesen Einbildungen, die so süß waren und so verheißungsvoll. Mußte denn nicht der Tag kommen, an dem sich meine Träume verwirklichten? Und mußte nicht die Verwirklichung noch tausendmal süßer, entzückender, berauschender sein?

Indessen aber blieben sie sorgfältig verschlossen in meinem Innern. Die Anwesenheit desjenigen, dem ich so froh und frei entgegenkam, wenn ich an ihn dachte, machte mich scheu und stumm. Ich fand keine Worte in seiner Anwesenheit. Das Mißverhältnis war zu groß zwischen dem kurzen Augenblick, in welchem er mich flüchtig begrüßte, bevor er zu meinem Vater hineinging, und zwischen dem, was ich ihm zu sagen gehabt hätte.

„Ach, kennst Du mich denn noch?“ sagte Nelly damals, als wir uns unverhofft begegneten. Ich war seit jenem Abend nicht mehr bei ihr gewesen; sie hatte mich besucht, sie hatte mir geschrieben; aber ich hatte kein Bedürfnis nach ihrem Umgang gehabt.

Sie sah mich mit zusammengezogenen Augenbrauen voll Entrüstung an. Diese Miene der Entrüstung habe ich lieb an ihr. Aber warum hat sie so viele andere Mienen, die nicht so lieb und gewinnend sind? Manchmal liebe ich sie wirklich; es wird mir ganz warm um's Herz, wenn ich an sie denke. Eben so oft jedoch denke ich nicht warm an sie. Dann kommt mir Alles an ihr unecht vor, berechnet, gemacht, äußerlich. Besonders wenn ich mich erinnere, wie sie im Verkehre mit Männern ist.

Was für eine andere Stimme sie dann hat, was für studierte Mienen und Blicke! Und ein Lachen, das gar kein Lachen ist, sondern nur eine willkürliche Skala von Tönen, die aus der Tiefe in die Höhe steigen — sehr melodisch, aber nicht im geringsten natürlich.

Mit diesem Lachen wandte sie sich an einen fremden jungen Mann in Uniform, der neben ihr

ging; ihre entrüstete Miene war gleich wieder verschwunden.

„Erlauben Sie, daß ich Sie meiner lieben Freundin Gisa vorstelle,“ sagte sie mit diesem Lachen.

„Was giebt es da zu lachen?“ fragte ich geärgert.

„Sei nur froh, daß ich es von der komischen Seite auffasse! Oder ist das etwa nicht komisch von einer Freundin, wenn sie sich ohne jeden Grund über ein halbes Jahr nicht blicken läßt? Warum bist Du denn nicht zu mir gekommen?

„Ich hatte kein Bedürfnis darnach —“

„Was? Und das sagst Du so unverhohlen? Da sehen Sie —“ sie lachte leider wieder, als sie sich an ihren Begleiter wandte — „es ist ihr nicht einmal der Mühe wert, eine Ausrede zu gebrauchen!“

Dann hängte sie sich mit einer forcierten Lustigkeit, deren Grund mir unerfindlich war, in meinen Arm ein und fing an, dem Oberlieutenant zu erzählen, was für eine „wunderliche Person“ ich sei, und daß ich einen wahren Sport habe, in allen Lebenslagen anders zu sein als „gewöhnliche Menschen“, daß man mir aber, obwohl ich ein so närrisches kleines Frauenzimmer sei, nichts dauernd übel nehmen könne — und so fort all die Dinge, die sie sich über mich in den Kopf gesetzt hat.

Warum stellte sie mich vor diesem Fremden bloß? Sie war nicht unbefangen; ich hatte die Empfindung, daß sie nur aus Verlegenheit auf dieses unglückliche Gespräch geraten sei. Und mir kam der Gedanke, ob es ihr nicht vielleicht peinlich sei, daß ich sie hier

allein mit diesem jungen Offizier getroffen habe, hier, in einer ganz abgelegenen, ganz unbelebten Gasse, weit weg von der Wohnung ihrer Eltern, in einem Bezirk, wo sie niemanden kannte —

Dieser Gedanke machte mir klar, was ich zu thun hatte. Eilig nahm ich Abschied, stotterte einige Worte hervor, daß ich schon zu Hause sein sollte und keine Minute länger verlieren dürfe. Nelly wollte mich zurück halten, indem sie vorgab, sie hätte mir noch „tausend Dinge" zu sagen; ob ich denn schon wieder durch irgend etwas beleidigt sei?

Ich aber sagte „adieu, adieu" und lief davon.

Was für glückliche Menschen! War es auszudenken? Nelly ging mit diesem jungen Mann allein spazieren! Sie hatten es also beide verabredet; er war in dieser verschwiegenen Gasse auf- und abgegangen, er hatte an sie gedacht, bis sie kam. Und sie, sie hatte den weiten Weg in der beglückten Sicherheit zurückgelegt, daß sie ihn treffen werde, daß er sie erwarte; den ganzen Tag, die ganze Nacht vorher hatte sie sich darauf gefreut, war wach in ihrem Bette gelegen und hatte immer gedacht: „morgen sehe ich ihn wieder! Morgen werde ich ihm das sagen und das," hatte Alles ausgedacht in der weichen warmen Ruhe der Nacht, Alles mit der seligen Gewißheit, daß es kein vergeblicher Traum sei, der mit dem Morgengrauen bleich und gespensterhaft wird, sondern eine freudige Wirklichkeit, eine Erwartung voll sanfter Glut, die in der Seele leuchtet, aber sie nicht verbrennt, wie jene endlose Erwartung des Ungewissen. Und mit

einem heimlichen Lächeln hat sie alle Augenblicke auf die Uhr gesehen, mit einer triumphierenden Genugthuung darüber, daß dieser Zeiger so stetig und unaufhaltsam vorrücken muß. Immer wieder hat sie überlegt, was sie anziehen wird, das Kleid, das am wenigsten auffällig ist, oder das Kleid, das am besten steht — sie hat sich eben so oft für das unauffälligste entschieden, aber im letzten Moment zieht sie doch das kleidsamste an. Und sie geht auf die Gasse mit einer thörichten Angst, daß jeder Vorübergehende ihr anmerkt, was sie vorhat, und daß noch im letzten Augenblick etwas dazwischen kommen könnte. Aber es kommt nichts dazwischen. O Glück der Verwirklichung! Dort geht er mit seinem nachlässigen Gang und seiner gebeugten Haltung, die so gedankenvoll ist, seine scheuen, schweigsamen Augen auf den Boden geheftet und seine seelenvollen Hände über dem Rücken gekreuzt —

Da erschrak ich. Ich erschrak vor Schmerz, daß ich mir etwas so Unmögliches vorgestellt hatte. Niemals würde er in einer entlegenen Gasse auf- und abgehen, um ein Mädchen zu erwarten, ich wußte es. Aber während ich an Nelly zu denken glaubte, schlich er sich ein, und ich dachte nicht an Nelly, sondern an mich, an ihn und mich. Nein, ich hatte nicht im entferntesten an Nelly gedacht; denn ganz unbegreiflich kam es mir nun vor, daß man mit inniger Bewegung einen solchen strammen, untersetzten Burschen erwarten könnte, der ein glattes, rotes Gesicht hat und einen aufwärtsstehenden gelben Schnurrbart und runde grünblaue Augen, der immer „haha, sehrrr gut!“ sagt und

dabei seinen Schnurrbart mit einer unternehmenden Bewegung noch mehr aufwärts dreht.

Und doch war er sehr hübsch, war voll Galanterie und Zuvorkommenheit. Aber mit jedem Blick, mit jeder Gebärde bot er sich an. Er war so wohlfeil; er hatte eine so zuversichtliche Nasenspitze; man konnte ihm schon von weitem ansehen, daß er gewohnt war, zu erobern.

Und meine Seele stürzte sich von dieser trivialen Erscheinung weg mit doppelter Inbrunst auf das Bild jenes ernsten und geheimnisvollen Mannes, dessen Inneres unzugänglich ist wie die Schluchten der einsamen Gipfel, dessen Herz verschlossen ist wie die Felswand, die sich nur dem einen Worte öffnet. Aber wenn dieses Wort ausgesprochen wird, thut sich eine zauberhafte Tiefe auf, in der unermeßliche Schätze von Liebe und Güte ruhen, und eine Stimme antwortet, eine tiefe, sonore Stimme voll unaussprechlicher Zärtlichkeit, die wie Morgenglockenläuten tönt.

Am nächsten Tag gehe ich zu Nelly.

Im Garten blüht schon der Flieder und erfüllt die Luft mit einem Geruch der Sehnsucht. Die Gegend steht in einem zarten Dunst, der alle grellen Farben der Nähe dämpft und die Ferne mit silbernem Glanz verschleiert.

Da fällt mir die Stadtwohnung mit ihren düsteren Zimmern ein, in denen es an sonnigen, warmen Tagen immer so melancholisch nach dem Rauch ungeheizter Öfen oder nach eingeschlossener Luft riecht; und ich nehme ein paar Fliederzweige mit.

Über Nacht hatte sich mir Nelly wieder sehr genähert; sie war doch so gutmütig und verträglich, konnte nie lange böse sein und schickte sich in Alles, was man ihr zumutete. Sie gehörte nicht zu den Leuten, die jeden Menschen anders haben wollen als er ist; ich fand das sehr lieb, obwohl ich manchmal empfand, daß es aus einer großen Gleichgültigkeit und Unempfindlichkeit herrührte.

Nelly war nicht zu Hause; niemand war zu Hause als die Tante Ludmilla, die mir im Vorzimmer

entgegenkam. Sie sah in ihrem schmutzfarbenen Morgenkleid noch zerknitterter und verblichener aus als gewöhnlich.

„Ah, blüht denn der Flieder schon?" sagte sie mit ihrer farblosen, alten Mädchenstimme, und ihre erloschenen Augen richteten sich so begierig auf die Blüten, daß ich sie ihr gleich schenkte.

Sie nahm sie ohne etwas zu sagen und sog mit einem langen, zitternden Atemzug den Duft ein.

„O Gott! o Gott!" flüsterte sie in die schwellenden Garben hinein; Thränen flossen über ihre Wangen und blieben wie Tautröpfchen an den violetten Kelchen hängen.

„Warum stimmt Sie denn dieser Flieder so traurig, Tante Ludmilla?"

„Ach mein Kind, es giebt Erinnerungen —" sie legte den Flieder in meine Hände zurück. „Nehmen Sie ihn wieder, ich danke Ihnen. Aber ich will ihn nicht in mein Zimmer stellen, sonst würde ich mich den ganzen Tag nicht fassen können."

„Sind denn diese Erinnerungen so traurig, Tante Ludmilla?"

„Ach nein, im Gegenteil —! Aber da lasse ich Sie so lange im Vorzimmer stehen! Treten Sie doch ein; Nelly muß jeden Augenblick zurückkommen."

Sie setzte sich neben mich und begann von allem Möglichen zu reden, vom Wetter, von Sommerfrischen, von häuslichen Angelegenheiten, während ich darüber nachdachte, wie ich es anstellen sollte, zu diesem armen alten Wesen, das über einen blühenden

Fliederzweig Thränen vergoß, in eine nähere Verbindung zu kommen. Aber sie gab mir keine Gelegenheit; sie schien in ihrer ängstlichen Weise nur darauf bedacht, den Eindruck, den ihre unmotivierte Gemütsbewegung bei mir hervorgebracht haben könnte, zu verwischen. Angelegentlich erkundigte sie sich nach dem Befinden meines Vaters; ich sagte ihr, daß er seit einiger Zeit in der Behandlung des Doktors Lamaris stehe.

„Doktor Lamaris — ah! Da ist er in guten Händen. Der wird es weit bringen — das hat man schon gewußt, als er noch ein vierzehnjähriges Bürschlein war —“

„Haben Sie denn Doktor Lamaris damals gekannt?“

„Freilich, er ist ja sozusagen ein Neffe von mir, der Sohn eines Cousins —“

„Da kommen Sie also öfter mit ihm zusammen?“

„Ach Gott, das nicht! Wo sollte ein so beschäftigter Mann auch die Zeit hernehmen? Er findet nur Zeit, wenn jemand krank ist. Dann aber ist ihm kein Weg zu weit und kein Wetter zu schlecht; und dann kann man auch sehen, was für ein goldenes Herz er hat, obwohl er für gewöhnlich so trocken und wortkarg ist —“

In diesem Augenblick kam Nelly, und Tante Ludmilla, die immer fürchtet, daß sie „stören“ oder „lästig fallen“ könnte, zog sich gleich zurück.

Nelly begann mir Vorwürfe zu machen; sie war nicht ganz so versöhnlich wie tags vorher auf der

Straße. Sie warf mir vor, daß ich launenhaft und unbeständig sei.

„Nun ja," sagte ich, „das ist wahr; aber was läßt sich da machen?"

„So? Du giebst es selbst zu? Du siehst es selbst ein?"

„Wie könnte ich es denn leugnen?"

„Nun also dann!"

„Was dann?"

„Dann sei eben nicht launenhaft und unbeständig!"

„Aber wie soll ich das machen? Hättest Du denn etwas davon, wenn ich regelmäßig zu Dir käme, bloß damit es aussieht, als ob ich nicht launenhaft und unbeständig wäre?"

„Ach Gott, mit Dir kann man nicht streiten! Also bessere Dich; und jetzt laß Dir erzählen —" sie zog mich mit sich fort in ihr Zimmer.

Dort stand eine Reihe von Bouquets in Vasen und Gläsern, vertrocknete, halbverwelkte und üppig frische, deren Gerüche sich nicht ganz angenehm vermischten.

Nachdem sie zuerst vorsichtig im Nebenzimmer nachgesehen hatte, ob nicht etwa das Stubenmädchen oder eines der jüngeren Geschwister horche, teilte sie mir mit, daß jemand da sei, der sich um sie bewerbe. Alle diese Blumen seien von ihm; er komme fast täglich und nie ohne so köstliche Spenden. Mit ihren Eltern, die ganz selig über die Aussicht auf einen solchen Schwiegersohn wären, sei er schon einig; sie aber habe sich vier Wochen Bedenkzeit ausgebeten —

„Wenn Deine Eltern ohnedies nichts dagegen haben, warum gehst Du dann heimlich mit ihm spazieren?“

Nelly lachte.

„Du meinst gestern? Aber das war ja der Andere!“

Und nun erklärte sie mir, „weil mich der Zufall ohnedies eingeweiht“ habe, in welcher schwierigen und seltsamen Lage sie sich befinde. Der eine war eine „gute Partie“, vermögend, ein angesehener Fabrikant, er besaß die Zustimmung der Eltern, aber er war nicht mehr ganz jung, Mitte der Vierzig, hatte eine Glatze und „sehr gesetzte Neigungen“; der andere war keine gute Partie und besaß nicht die Zustimmung der Eltern — nein, nichts weniger als das; es würde wahrscheinlich einen harten Kampf kosten. Aber er war jung, schön, lustig, kein Zuhausebleiber und Häuslichkeitsmeier; man konnte sich mit ihm unterhalten, und wie! Ein göttlicher Tänzer, ein unwiderstehlicher Hofmacher, bewandert in allen Künsten der Galanterie — während der Alte mit seinen Blumen Alles erledigt glaubte. Diese großen Dinge habe der letzte Fasching mit sich gebracht; ganz plötzlich sei diese stürmische Zeit hereingebrochen. Welche Aufregung! Welche Qual! Warum mußte man sich so bald entscheiden! Schon war über die Hälfte der ausbedungenen Frist verstrichen; sie hatte keine vierzehn Tage mehr vor sich, um den unwiderruflichen Entschluß zu fassen. Und es war doch so himmlisch, Gegenstand solcher Huldigungen zu sein, umworben, begehrt, angebetet —

Sie sah in der That nicht nach Qual und Aufregung aus, vielmehr nach überströmender Lebensfreude. Ihre herrlichen Farben, die sie so hübsch erscheinen ließen, obwohl sie nicht Eine gute Form besaß, leuchteten zum Entzücken; goldene Glanzlichter lagen auf den Wellen ihrer reichen blonden Haare, und ihre Wangen glühten in einem üppigen Rot, das durch einen matten Pfirsichschimmer gedämpft war.

So stand sie da wie eine Verkörperung der Gesundheit und des Glückes.

„Denke Dir, er sagt, wenn er mich nicht bekommt, schießt er sich eine Kugel durch den Kopf! Aber ich lache dazu und sage, das glaube ich ihm nicht. Denn da er schon so viele Mädchenherzen erobert hat und doch noch unverheiratet ist, wird er sich auch diesmal zu trösten wissen."

Ich begriff nichts von alledem. Führten Menschen, die sich liebten, solche frivole Gespräche miteinander?

„Also hast Du ihn doch nicht lieb?"

„Das heißt, er gefällt mir sehr, jedenfalls besser als der Alte. Hingegen imponiert mir der Alte mehr. Verliebt bin ich freilich in keinen von beiden."

„Aber warum willst Du dann durchaus einen von beiden heiraten?"

„Nun, ich bin zweiundzwanzig Jahre alt, da muß ich endlich einmal daran denken —"

„Sage mir, Nelly, woran erkennt man denn, ob man in einen Mann verliebt ist oder nicht? Da Du doch zugiebst, daß Dir der Oberlieutenant sehr gefällt — was für ein Unterschied ist denn da noch?"

„Geh, stelle Dich nicht so naiv! Du weißt immer Alles, was die andern Menschen nicht wissen; aber was jeder Mensch weiß, das willst Du nicht wissen!“

„Nelly, ich bitte Dich, sag es mir, wenn Du es weißt!“

„Das läßt sich doch nicht mit Worten erklären! Verliebt ist man — wenn man eben verliebt ist! Wenn man an nichts anderes denkt, als an diesen Mann, wenn man es nicht erwarten kann, mit ihm zusammen zu sein, wenn man zittert und rot wird, sobald man in seine Nähe kommt, wenn man sich wünscht, von ihm einen Kuß zu bekommen — und dergleichen, das weißt Du ja ohnedies!“

„Und alles das empfindest Du für keinen von beiden?“

„Leider nein; es bringt mich keiner um meine Gemütsruhe!“

„Aber sie beide — sie empfinden es Dir gegenüber?“

„Natürlich! Warum würden sie sich sonst um mich bewerben?“

„Da sind sie also besser daran als Du?“

„Mja — aber es ist doch auch schön, sich lieben zu lassen!“

„Und könntest Du Dir denn keinen Mann vorstellen, den Du selbst so lieb hättest —?“

Nelly ließ sich in ihren Schaukelstuhl fallen und sah nachdenklich auf den Plafond.

„Vorstellen? Vorstellen könnte ich ihn mir wohl. Es müßte ein Mann sein, ein ganzer Mann, vor dem

alle zittern und sich beugen, ein Mann mit starkem Arm, der mich beschützen und schirmen könnte in allen Lagen des Lebens, ein Mann mit einem gewaltigen Willen, der mich zu seiner Sklavin machen könnte durch einen Wink mit seinen Augenbrauen, daß ich gar keinen eigenen Willen mehr hätte und mir ganz nichtig und klein neben ihm vorkäme, ein Mann, der befiehlt und sich von niemandem befehlen läßt, der jedes weibliche Wesen im Sturm erobert, wie er will, der Alles erlebt hat, was man auf Erden erleben kann, Liebesgeschichten, Duelle, Krieg, alle Gefahren und Abenteuer, die es giebt, so daß man vor Staunen und Bewunderung schaudert, wenn er nur davon erzählt —“

Diese Schilderung versetzte mich in eine wunderliche Gereiztheit.

„Geh doch! Wie kann man einen so unangenehmen Mann gern haben! Einen solchen egoistischen Tyrannen, einen solchen Raufbold und Renommisten, der sich einbildet, daß alle Frauenzimmer vor ihm auf den Knieen liegen —“

„Er bildet es sich nicht ein, sie liegen auch alle vor ihm auf den Knieen,“ rief Nelly begeistert, und ihre Augen funkelten. „Und ich selbst liege vor ihm auf den Knieen und sage mit Wonne: thu mit mir, was Du willst, mein Herr und Gebieter —“

„Wie? Und Du möchtest es auch in den Kauf nehmen, daß er vor Dir schon hundert andere Frauen und Mädchen geliebt hätte, so daß Du nur eine von vielen, nur eine Dutzendware für ihn wärest —?“

„Ja, unzählige Herzen müßte er schon erobert haben! Wäre es denn sonst ein Triumph für mich, daß er mich liebt?"

„Das ist auch gar kein Triumph! Ein Triumph ist es nur, von einem Mann geliebt zu werden, der noch keine andere geliebt hat, die Erste, die Einzige, die Unvergleichliche und Unersetzliche zu sein —"

„Einen solchen Mann giebt es ja gar nicht in Wirklichkeit! Und überdies müßte das ein lächerlicher Stubenhocker und Traumichnicht sein, etwas ganz Unmännliches —"

„Im Gegenteil: er müßte weit männlicher sein als alle die Männer, die auf jeden Wink fliegen und mit jeder wohlfeilen Eroberung vorlieb nehmen, er müßte so stolz, so hochgesinnt, so vornehm sein, daß er sich nicht mit jeder Beliebigen abgeben mag —"

„Aber solche zimperliche Bedenken können doch einem Mann gar nicht kommen! Was Du Dir vorstellst, das wäre — wie soll ich denn sagen? Das wäre ein Mann mit einem Frauenherzen!"

„Ja, ein Mann mit einem Frauenherzen! Das ist das Höchste, das ist die Vollendung! Ein Mann, der Alles hat, was Männer auszeichnet, alle Kraft, allen Willen, alles Wissen, und der zugleich voll Hingebung ist, voll Zärtlichkeit, voll gütiger Innigkeit, der Alles versteht, weil er es in sich selbst erlebt, der nichts Fremdes, der keinen ungelösten Rest in seinem Herzen hat! Wie wäre sonst eine Gemeinsamkeit ohne Grenzen möglich, ein Vertrauen ohne Grenzen, eine

Verschmelzung von Seele in Seele? Nur einem solchen Manne kann man Alles sagen —"

„Ja möchtest Du denn Deinem Manne Alles sagen?"

„Ja möchtest Du denn Deinem Manne nicht Alles sagen?"

„Was? Ich sollte ihm Alles sagen? Und er mir etwa auch?"

„Gewiß! Anders ist es doch gar nicht möglich!"

„Aber das wäre ja unerträglich! Da würden wir uns ja gegenseitig in kürzester Zeit sterbenslangweilig werden! Wenn er mir freiwillig Alles sagte, dann hätte es ja gar keinen Reiz, ihm etwas abzulisten!"

„Abzulisten? Kann man denn jemandem, den man liebt, etwas ablisten wollen, was er nicht freiwillig giebt? Das freiwillig Geben, das gerade ist doch die Liebe!"

„O nein, durch die Liebe gezwungen werden, das ist das Rechte! Und überdies — ein Mann kann gar nicht Alles erzählen. Vertrauen ohne Grenzen, buchstäblich, wie Du meinst, ist gar nicht möglich zwischen Mann und Frau."

„Und warum nicht?"

„Nun beispielsweise, von dem früheren Leben ihres Mannes in gewisser Hinsicht erfährt eine Frau das Wenigste."

„Wie? Du möchtest nicht jeden Tag, jede Stunde kennen, die er ohne Dich verbracht hat?"

„Was vorher geschehen ist, geht eine Frau nichts an. Darum würde ich mich gar nicht kümmern, davon würde ich gar nichts wissen wollen."

„Du möchtest ihn also nicht kennen bis auf den tiefsten Grund? Du möchtest nicht, daß er ganz Dein eigen wäre, mit jedem Gedanken, mit jeder Regung —?“

„Ach Gott, das sind doch lauter unmögliche Sachen! Glaubst Du denn, es giebt Männer, die vor ihrer Frau nichts zu verheimlichen haben?“

„Zu verheimlichen? O pfui, pfui! Etwas zu verheimlichen, das ist doch das Unmännlichste, was es giebt!“

„O nein, das beeinträchtigt die Männlichkeit nicht im geringsten!“

„Männlich sein ist gerade sein, stolz sein, lauter sein —“

„Männlich sein ist unternehmend sein, unabhängig sein, stark sein —“

„Stark sein, das heißt, für sich einstehen können, Herr über sich selbst sein, und nur das thun, was man verantworten will —“

„Stark sein, das heißt, sich vor Tod und Teufel nicht fürchten und Alles thun, wozu man Lust hat —“

ie wir uns ereiferten! Als wir gar nichts mehr zu sagen wußten, warfen wir uns gegenseitig schlechten Geschmack vor.

Es kam mir während dieses Gespräches vor, als ob Nelly nur ihrer Antipathie gegen Raimund Lamaris nachgäbe, als ob sie nur ihn bekämpfte. Denn ich selbst dachte nur an ihn während dieses Gespräches; als Nelly sagte: „einen solchen Mann giebt es nicht in Wirklichkeit,“ fühlte ich einen triumphierenden Stolz wie eine Flamme aus meinem Herzen schlagen.

Ich ging mit sehr gemischten Empfindungen fort. Es beschämte mich, daß ich so viel von meinem innersten Fühlen verraten hatte, von dem, was mein Geheimnis, was mein unantastbares Eigentum war. Nun schien es mir entweiht, in die gemeine Alltäglichkeit herabgezogen, in der Alles fragwürdig und unmöglich wird, was nicht zu ihr gehört. Ihr müßt stumm bleiben, Träume der einsamen Seele! Ihr wunderbaren, spielenden Seifenblasen, man darf euch nicht mit dem Worte berühren!

Von dieser Stunde an dachte ich darüber nach, ob ich in Raimund Lamaris verliebt sei.

Ich weiß nicht, ob ich diese Erkenntnis nicht längst, nicht schon seit dem ersten Tage hatte. Sie war irgendwo im Hintergrund, im Dunkeln gewesen: unbestimmt fühlte ich ihre Anwesenheit, aber sie blieb in ihrer stummen Verborgenheit.

Ich hatte sie mir nicht eingestauden. Und jetzt war sie aus dem Dunkel hervorgetreten, jetzt stand sie vor mir, erschreckend, drohend, schicksalsschwer. Aber ich ergab mich ihr nicht; etwas in mir kämpfte gegen sie mit hartnäckigem Widerstand. Das Helle, das Klare, das Besonnene. Es sagte: nein, nein, nein! Welche lächerliche und absurde Vorstellung! Nie hatte ich gewünscht, von ihm einen Kuß zu bekommen, gewiß nicht! Dieser Gedanke war mir nie im Entferntesten gekommen. Freilich, alles andere — aber mußte denn Nelly unfehlbar sein, sie, die doch selbst sagte, daß sie in keinen ihrer Bewerber verliebt sei? Wie wäre es sonst möglich, daß ich so genau alle seine äußerlichen Unvollkommenheiten empfand, daß ich so gar nicht verblendet gegenüber seinen Fehlern war, daß mich so vieles an ihm verletzte und abstieß? Er war kein Mann, in den man sich verliebte. Das paßte nicht zu ihm, ließ sich mit seiner Erscheinung nicht vereinigen. Verliebt — ein häßliches Wort, ein Wort, mit dem ich mich nicht befreunden konnte. Es erweckte fremde Vorstellungen, es gehörte nicht zu mir. Ich suchte nach einem anderen Wort, nach einem intimeren, eindringenderen, subtileren Wort, aber ich fand keines.

Und warum mußte ich denn das Unnennbare mit einem abgegriffenen Zeichen stempeln? Das Unerkennbare in die Form prägen, in der es gang und gäbe war? Was ich erlebte, schien mir mit anderen Erlebnissen nicht vergleichlich, ich erlebte es für mich und durch mich, allein und einzig, als etwas, das seinesgleichen nicht hatte, weil es ganz aus ihm und aus mir hervorging und unter anderen Menschen nicht möglich war.

So hielt ich eigensinnig Ausflüchte zwischen mich und das Wissen von dem, was beständig in mir gegenwärtig war; ich wollte diesem Wissen nicht ins Gesicht blicken, ich wollte die kalten, neugierigen Augen dieses Wissens nicht auf mir fühlen. Ich wollte nicht beaufsichtigt sein von meinem eigenen Wissen, nicht gestört durch meine eigene Beobachtung.

Ich hatte nur ein gebieterisches Bedürfnis: mir selbst zu verbergen, was ich empfand — und doch hatte ich sonst nie das Bedürfnis gehabt, irgend etwas zu verbergen und zu verleugnen!

Seit ich Doktor Lamaris im Verkehr mit meinem Vater gesehen hatte, wußte ich, daß er weder trocken noch linkisch war; unter seiner wortkargen und zurückhaltenden Weise trat dann wirklich jenes liebevolle und gütige Wesen hervor, das ich gleich beim ersten Anblick in ihm zu erraten glaubte.

Kein Zeichen der Ungeduld entschlüpfte ihm bei den umständlichen Erzählungen aller kleinen Beschwerden, die meinem Vater so wichtig waren, weil er sie erleiden mußte; er richtete seine unsteten Augen ruhig auf ihn und hörte mit einer tiefen, gespannten Aufmerksamkeit zu, wie ich noch keinen Menschen zuhören gesehen hatte.

Dieses gespannte Zuhören schien mir etwas besonders Auszeichnendes an ihm, wenn ich ihn mit all den zerstrenten und flüchtigen Weltmenschen verglich, auf deren Gesicht das Mühsame und Verdrießliche des Zuhörens so deutlich zu lesen ist, daß man lieber den Mund nicht aufmachen möchte. Er übte schon allein mit seinem ruhigen Zuhören eine beschwichtigende Wirkung. Er verlockte zu Mitteilungen; man wider-

stand dieser stummen Teilnahme nicht, die so verschwiegen erschien und deshalb so vertrauenerweckend.

Nur zuweilen bemerkte ich jene kalte Vivisektorenmiene wieder, die mich anfänglich erschreckt hatte.

Aber ich weiß nicht: entweder wurde sie immer seltener, oder ich gewöhnte mich daran. Nein, nein, ich gewöhnte mich nicht daran! Wie hätte ich mich an das gewöhnen können, was mir feindlich und fremd an ihm war von Anbeginn! Was mich immer noch mit plötzlicher Erkältung übergoß, wenn es unversehens in seinem Blick, in seiner Miene auftauchte!

An einem der letzten Apriltage überraschte er uns einmal im Garten. Er sollte erst den nächsten Tag kommen und entschuldigte seinen verfrühten Besuch damit, daß er zu einem Patienten in die Provinz gerufen worden und im Begriff sei zu verreisen.

Vielleicht gehörte Doktor Lamaris zu jenen, die selbst für ein so armseliges Fleckchen Grün dankbar sind. Er war anders als gewöhnlich, wärmer, menschlicher. Es schien, als bemerkte er zum ersten Mal Dinge, denen er bisher keine Beachtung geschenkt hatte.

Müde lehnte er sich in den weiß angestrichenen Gartensessel zurück; seine rechte Hand lag auf der Armlehne des Rollstuhles. In zarten violetten Tönen spielte die Luft auf der durchsichtigen Blässe dieser herrlichen Hand und verlieh ihr etwas Überirdisches. Diese Hand war voll Weisheit und Segen; sie war wie die Hand jener Heiligen, von denen gesagt wird, daß ihre Berührung Tote zum Leben erwecken konnte. Ich betrachtete sie, wie sie so regungslos auf dem

braunen Leder ruhte; und sie erfüllte mich mit einem dankbaren und frohen Gefühl, als läge dort eine wundersame, fremde Blume, die uns eine neue Offenbarung von der Fülle und Schönheit der Welt giebt.

„Wo ist Ihre Frau Mama heute, Fräulein Gisa?“ sagte er auf einmal zu mir; und als ich aufblickte, sah ich, daß seine Augen auf mich gerichtet waren. Er hatte mich noch nie bei meinem Namen genannt.

Ich fühlte, daß ich rot wurde, obwohl gar kein Anlaß dazu war; und ich hörte, daß es nicht ganz meine gewöhnliche Stimme war, die ihm antwortete, daß die Mutter jeden Nachmittag zwei bis drei Stunden fortging, um Besuche zu machen oder Einkäufe zu besorgen.

„Und während dieser Zeit sind Sie allein bei Ihrem Herrn Papa?“ fragte er weiter und sah mich noch immer an.

„Die Mama bleibt ja nicht lange aus,“ versetzte ich.

Darauf wandte er sich an den Vater und fing an, ihm nahezulegen, ob er sich denn nicht mit dem Gedanken an eine ständige Pflegerin befreunden könnte.

Aber davon wollte der Vater nichts wissen; er sagte, daß er es nicht vertragen könne, beständig ein fremdes Gesicht um sich zu haben, und daß es das Familienleben zerstöre, wenn beständig eine fremde Person gegenwärtig sei, und daß er ja keine großen Ansprüche an seine Umgebung stelle —

Da ich wußte, daß mein Vater über diesen Gedanken immer in Erregung geriet, suchte ich nach

einem anderen Gesprächsgegenstand und sagte zu Doktor Lamaris:

„Sie sind gewiß gern im Freien?“

„Ich? Woher vermuten Sie das?“

„Ich weiß nicht, es kommt mir so vor.“

Er sah sich mit einem flüchtigen Blick um und meinte: „Nun, Sie haben ja da einen ganz netten Garten.“

Ich lachte und sagte, daß ich eine andere Vorstellung von Gärten hätte; und auch der Vater fing an, von seinem künftigen Spalierobst zu reden.

Indessen kam die Mutter.

Es war schon fünf Uhr vorüber; das Mädchen fragte, ob sie den Kaffee in den Garten bringen sollte. Da lud die Mutter Doktor Lamaris ein, die Jause mit uns zu nehmen. Ich war ganz erstaunt, daß er einwilligte.

Als er eine zweite Schale Kaffee trank und eine zweite Buttersemmel aß, sagte er stockend, wie zur Entschuldigung:

„Ich habe nämlich heute — ich bin heute nicht dazu gekommen, zu Mittag zu essen.“

Abends um halb sieben Uhr wollte er abreisen und bis sechs Uhr früh fahren, den folgenden Tag bei dem Patienten verbringen und in der Nacht wieder zurückkehren, nur mit dem Unterschied, daß der Zug retour erst um Mitternacht abging, weshalb er dann vom Bahnhof direkt auf die Klinik fahren mußte — ein Programm, über das wir uns nicht genug bekreuzigen konnten. Welches Leben, guter Gott! Und warum?

Warum es sich nicht gemächlicher einrichten? Was ihn dazu zwinge, sich so abzuhetzen? Ob er es sich unmöglich leichter machen könne?

Er lächelte über unsere Ausrufungen und Fragen mit einem leisen melancholischen Zug in seinen Mundwinkeln, wo immer jene liebe, gütige Bewegung entstand, wenn er sprach oder lächelte. Und dann sagte er:

„Diese zeitweiligen Reisen sind ja meine Erholung. Während ich fort bin, arbeite ich nicht; das ist immerhin eine Abwechslung."

Er erzählte einige Fälle aus seinem Leben, wahre Bravourstücke geistig-körperlicher Anstrengung und geistig-körperlicher Arbeit.

„Da leben Sie also ganz auf Kosten des Gehirnes?" sagte ich schließlich.

Er sah mich mit einem seiner unvermuteten Blicke an, die etwas so Bedeutsames hatten, weil er für gewöhnlich demjenigen, mit dem er sprach, nicht ins Gesicht blickte.

„Ja leider, ganz auf Kosten des Gehirnes!"

„Aber warum, wenn Sie es einsehen? Und Sie als Arzt —!"

„Das thun wir alle; wir haben keine Wahl, wir müssen. Man bringt es zu nichts, wenn man nicht sein Äußerstes leistet. Gewiß aber ist das ganze Studium, wie wir es betreiben, unter dem Gesichtspunkt einer normalen und gesunden Entwickelung betrachtet, eine Monstrosität —"

Er führte diesen Gedanken länger aus; aber er

bediente sich dabei einer so fremden Ausdrucksweise, daß ich nicht im stande wäre, auch nur den Sinn dessen, was er sagte, wiederzugeben. Ich verstand es nicht ganz; auch die Eltern nicht, kam mir vor. Wir hörten mit respektvoller Aufmerksamkeit zu; als er geendet hatte, entstand eine Pause. Denn wir schwiegen, wie Menschen, die nicht zu antworten wagen, um nicht zu verraten, daß sie nichts verstanden haben.

Mein Vater fand, daß es kühl geworden sei, und wünschte ins Zimmer gebracht zu werden.

Doktor Lamaris erhob sich, um sich zu verabschieden; er ging aber nicht fort, sondern blieb mit mir im Garten zurück, während die Mutter sich mit dem Vater entfernte. Er sah auf die Uhr und fragte, wie weit er wohl auf den Franz Josefs-Bahnhof habe; er wolle nicht mehr nach Hause, seine Reisetasche liege schon im Wagen. Mit einem Atemzug zufriedenen Ausruhens lehnte er sich wieder in den Sessel zurück.

Da hatte ich eine Empfindung, als ob das Leben nicht weiter gehen, seinen unaufhaltsamen, ruhelosen Schritt nicht weiter fortsetzen könnte, eine Empfindung, als ob das Leben, mein Leben, innehielte mit einem Atemzug zufriedenen Ausruhens, in einem Augenblick der Erfüllung.

Giebt es nicht auf allen Stufen der Empfindung solche Augenblicke der Erfüllung? Damals konnte mir kein höheres Glück widerfahren; damals hatte ich keinen anderen Wunsch, als diese schweigende Nähe, dieses schweigende Beisammensein.

Ich glaubte zu fühlen, daß er mich ansah; aber

ich hatte nicht die Kraft, meine Augen zu ihm aufzuschlagen.

Ich horchte auf meine eigene Seele mit der innerlichen Gewißheit, daß seine Seele von den gleichen unaussprechlichen Empfindungen bewegt war, daß ich von dem Widerhall dessen erzitterte, was in ihm vorging, daß eine Welle von ihm zu mir herüberfloß und von mir zu ihm zurück, in der sein Wesen und mein Wesen sich begegneten, sich berührten, sich vermischten.

Als er wieder zu sprechen begann, schwand diese Vorstellung sogleich und ließ ein Gefühl der Verwirrung zurück, wie wenn das Wort ein Fremder wäre, der sich in unser Beisammensein drängte. Und ein heißer Strom schoß mir durchs Herz, beinahe wie ein Schrecken, als ich aufsah und wirklich seinem Blick begegnete. Ich hielt ihn nicht aus; selbst ein Blick schien mir zu deutlich und zu beredt — damals!

„Strengt es Sie nicht sehr an, wenn Sie den Rollstuhl hier auf dem Kies herumfahren müssen?“ fragte er.

„Ach Gott, der arme Papa ist ja so leicht!“

„Es kommt mir vor, als ob das eine unverhältnismäßige Anstrengung für Sie wäre. Sie führen gewiß im übrigen eine sitzende Lebensweise?“

„Das ist wahr; fast die einzige Bewegung, die ich täglich mache, ist, daß ich mein Zimmer aufräume —“

„Ah, Sie räumen Ihr Zimmer selbst auf? das ist sehr verständig!“

„Verständig vielleicht — aber langweilig! Alles, was man täglich machen muß, jahraus, jahrein, wird zuletzt unerträglich, finden Sie nicht?“

Er antwortete nicht. Nach einer kleinen Pause fuhr er fort:

„Sie sollten keine so sitzende Lebensweise führen! Sie sollten mehr Bewegung machen, mehr in der Luft sein. Gewiß lesen Sie sehr viel —?“

„Ja, ich lese sehr viel.“

„Aber das sollten Sie nicht!“

„Warum nicht?“

„Sie sollten mehr in der Realität leben als in Büchern. Die Phantasie ist ein gefährliches Element!“

„Wie denn gefährlich? Sie ist das Element, aus dem alles Schöne und alles Große entspringt!“

„Fräulein Gisa, darf ich Ihnen als Arzt einen Rat geben?“

„Als Arzt? Warum als Arzt?“

Ich hätte ihm tausend Dinge sagen mögen, und doch nahm unser Gespräch diese Wendung, ohne daß ich es verhindern konnte. Er, der mir eben noch, als er schwieg, so nahe gewesen war, daß unsere Seelen sich in geheimnisvoller Wonne berührten, wich nun, während er sprach, immer mehr in eine so fremde Ferne zurück, daß meine Worte ihn gar nicht mehr zu erreichen schienen.

„Fräulein Gisa, Sie sollten mehr unter Menschen gehen, sich zerstreuen, sich unterhalten —“

„Sie meinen, Gesellschaften besuchen?“

„Nun ja, auch Gesellschaften besuchen!“

„Und das raten Sie mir, Sie, Herr Doktor? Gehen denn Sie jemals in Gesellschaft? Unterhalten Sie sich? Zerstreuen Sie sich?“

„Ich? Ich nicht! Das ist aber ein anderer Fall!"

„Warum? Es kommt doch darauf an, wie, nicht wer man ist. Die Menschen, die für Gesellschaften passen, gehören einer andern Gattung an, glaub' ich. Es müssen härtere Wesen sein, oder stumpfere, die nur das Wenigste von dem bemerken, was um sie vorgeht. Dieses Zusammensein vieler Menschen ist so irritierend! Und alle diese Eindrücke nicht merken zu lassen, immer sich verstellen und verbergen zu müssen, statt seinen eigenen Gedanken nachhängen zu dürfen — das ist so ermüdend, so langweilig!"

„Sie geben diesen Eindrücken zu sehr nach. Sie sollten nicht so sehr ihren eigenen Gedanken nachhängen, Sie sollten nicht so viel allein sein —"

„Aber Doktor Lamaris! Wollen Sie mich nicht sein lassen, wie ich bin?"

„Fräulein Gisa, als Arzt muß ich —"

„Nein, nein, als Arzt kenne ich Sie nicht. Als Arzt dürfen Sie gar nicht mit mir reden!"

„Als was denn?"

„Als — als das, was Sie sonst sind! Warum denn als Arzt?"

Meine Mutter hatte sich still wieder zu uns gesetzt. Sie machte eine Miene, die mir auffiel.

Da schoß mir ein Gedanke durch den Kopf. Hatte sie Doktor Lamaris gebeten, mir „als Arzt" das zu verordnen, was sie gerne von mir erreicht hätte? Und er? War er nur deshalb bei mir sitzen geblieben, um sich dieses Auftrages zu entledigen? Höhnisch sagte ich ihr:

„Höre doch, Mama: Doktor Lamaris meint, daß es sehr zuträglich für mich wäre, wenn ich mehr in Gesellschaften ginge —“

„Siehst Du, mein Kind, mir glaubst Du ja nicht!“

„Geh, Mama, sei nicht so falsch! Du hast ja selbst Doktor Lamaris gebeten, daß er mir das sagt.“

„Aber Gisa, wirklich, Du gehst zu weit! Ich weiß nicht, was Dir einfällt —“

„Gesteh' es doch ein, Mama! Das ist mir viel lieber, als wenn Du mich auf Umwegen herumkriegen willst.“

„Herumkriegen! Will ich denn nicht Dein Bestes? Denke ich denn nicht bloß daran, wie ich Dir ein wenig Unterhaltung verschaffen kann? Wie ich Dich ein wenig aus dieser traurigen Umgebung herausreißen kann? Und Du wehrst Dich dagegen, als wärest Du zu Hause weiß Gott wie zufrieden und glücklich!“

Die Ärmste! Sie mußte mich in der That für grenzenlos undankbar halten. Aber sie hatte keine glückliche Hand mit ihren Bemühungen, und sie ahnte nicht, welchen Schmerz sie mir eben jetzt zugefügt hatte.

Doktor Lamaris sagte kein Wort. Seine Miene war eiskalt, seine Augen irrten gleichgültig herum.

Aber kaum war er fort, so dachte ich schon nur mehr an jene Minute des Schweigens, die mein Herz mit einer so unnennbaren Seligkeit erfüllt hatte, daß die Enttäuschung keinen Raum darin fand. Wenn es schon der Wunsch meiner Mutter war, der ihn bewogen hatte, dieses Gespräch mit mir anzuknüpfen — in jener Minute war es sein eigener Wunsch, der zu mir sprach. Und so oft ich mich an seinen Blick erinnerte, dem ich thöricht ausgewichen war, durchströmte mich eine heiße Glückseligkeit. Unersättlich vergegenwärtigte ich mir immer wieder diese Minute. Sie schien mit jeder Wiederholung an Zauber zu gewinnen; sie wuchs und breitete sich aus wie eine magische Atmosphäre, in der wir Beide körperlos schwebten. Und nichts war von uns übrig geblieben, als eine leuchtende Flamme, die aus unserem Innern ausstrahlte, und so geblendet war unser Bewußtsein von dem seligen Licht, welches wir empfingen und spendeten, daß es nichts Dunkles, Körperliches, Trennendes mehr wahrnehmen konnte.

Diese Vorstellung eines leuchtenden Innenlebens

kehrte später oft zurück, aber niemals in seiner Gegenwart. Sie vertrug keine Berührung mit der Wirklichkeit. Die Wirklichkeit starrte von verletzenden Eindrücken, die sich wie Nadelstiche in meine Seele bohrten.

Ich war wehleidig gegenüber dieser groben und kalten Wirklichkeit. Jedesmal, wenn ich Raimund Lamaris wiedersah, empfand ich einen Augenblick lang etwas von der Ernüchterung jenes ersten Wiedersehens.

Und unser Beisammensein war voll leiser Mißtöne, die ich vielleicht allein hörte. Vielleicht aber verletzte auch ich ihn unwissentlich nicht weniger oft, vielleicht nötigte ich ihn gerade dadurch, daß ich in seiner Gegenwart nicht unbefangen war, zu Mißverständnissen und Fehlgriffen, beging sie selbst in der rätselhaften Unruhe, die er mir einflößte.

Ich wurde ein anderes Wesen in seiner Gegenwart; ich veränderte mich auf unbegreifliche Weise, und ich empfand diese Veränderung mit schmerzlicher Bangigkeit als etwas Elementares, gegen das man nicht ankämpfen kann.

Das kam mir zum Bewußtsein, als ich einmal mit der Mutter gemeinschaftlich bei Max aufräumte.

Zu unterst in seinem Bücherschrank, wo altes Zeug aus seiner Schulzeit aufgehäuft lag, fiel mir ein Kompaß und ein Magnet in die Hand. Ich betrachtete den Kompaß mit jenem Schauder der Verwunderung, den man empfindet, wenn man nicht durch die Gewohnheit gegen diesen Anblick abgestumpft ist. Ruhig bewegte sich die Nadel; sie fand mit wundervoller Sicherheit aus allen Lagen zurück in die Richtung,

die ihr geheimnisvolles Gesetz ist. Aber plötzlich erzitterte sie und schwankte; eine fremde Gewalt bemächtigte sich ihrer, die heilige Kraft ihres eigenen Wesens war gebrochen, sie irrte hin und her, jammervoll unterworfen einer anderen, von außen wirkenden Kraft.

„Gisa, was stehst Du und träumst?“ sagte die Mutter, die es gern hatte, wenn man flink war.

„Sieh, wie schauerlich!“ sagte ich erschüttert und zeigte ihr das Drama in meinen Händen. Aber zum Glück hatte sie keine Ahnung, was ich meinte; sie warf kopfschüttelnd das Knabenspielzeug in die alte staubige Schachtel zurück.

Doktor Lamaris hatte die Gewohnheit angenommen, lange über seine ärztliche Visite hinaus bei uns zu bleiben.

Ich durfte mir nicht einbilden, daß es meinetwegen geschah. Er beachtete mich gar nicht, richtete kaum ein einziges Wort an mich. Dennoch — als ich das zweite Mal nach seiner Rückkehr, im Innersten verstimmt, ernüchtert, beleidigt, zur Zeit seiner Visite spazieren gegangen war, um nicht mit ihm zusammenzutreffen, sagte mir die Mutter nachher:

„Wo warst Du denn? Doktor Lamaris schien sehr mißvergnügt über Deine Abwesenheit; er fragte zweimal, wo Du denn seist —."

Aber vergeblich erwartete ich das nächste Mal eine Frage, eine Bemerkung darüber. Ich war wieder Luft für ihn. Und mit trotzigem Schmerz beschloß ich, nicht eher ein Wort zu sprechen, bevor er sich selbst an mich wende.

Wir saßen auf der Terrasse; zufällig entfernte sich die Mutter, während der Vater, in seinen Stuhl mit geschlossenen Augen zurückgelehnt, zu schlummern schien.

Ich arbeitete gedankenlos an meiner Stickerei, oder vielmehr nicht gedankenlos, sondern aufmerksam, weil ich gerade bei der Ecke war. Irgend etwas nötigte mich aber mitten in der Arbeit, aufzuschauen.

Und wieder begegnete ich seinem Blick. Ruhig, unverwandt, mit tiefem Ernst betrachtete er mich.

„Strengt es Sie nicht an, diese mühsamen Arbeiten zu machen?“ fragte er.

Da mußte ich lachen trotz alledem.

„Warum glauben Sie nur, daß mich Alles anstrengt? Seh' ich denn so schwach aus?“

„Aber diese mühsame Arbeit, dieses gebeugte Sitzen —! Es muß Sie doch sehr ermüden?“

„Nicht im geringsten. An dieser Stickerei ist nichts besonders Kunstvolles — “

„Darf ich sie ansehen?“

Er stand auf und setzte sich neben mich. Ich wollte ihm die Arbeit hinreichen; er sagte:

„Lassen Sie mich zusehen, wie Sie das machen.“

Aber meine Hände zitterten so sehr, daß ich die Nadel nicht zu führen vermochte. Aus Furcht, er könnte es bemerken, sagte ich:

„Nein, zusehen dürfen Sie mir nicht! Wenn mir jemand zusieht, kann ich nicht arbeiten!“

Da kehrte er stumm auf seinen Platz zurück und sprach nichts, bis die Mutter zurückkam.

Ein anderes Mal, an einem sonnenhellen Nachmittag im Mai, geriet die Mutter, die sich gern halb im Scherz, halb im Ernst über mich beklagte und Doktor Lamaris als Schiedsrichter in unseren

Meinungsverschiedenheiten anzurufen pflegte, auf das, was sie meine Irreligiosität nannte. Sie konnte sich nicht darüber trösten, daß ich Sonntags nicht in die Kirche ging. Ich verteidigte mich nicht, sicher, daß Doktor Lamaris auf meiner Seite stehe. Überdies war mir diese Art, meine Fehler vor Doktor Lamaris spazieren zu führen, nicht ganz behaglich. Später aber, als wir allein im Garten auf und ab gingen, kam ich selbst darauf zurück. Ich fragte ihn:

„Es schien mir früher, als ob Sie die Ansicht meiner Mutter gebilligt hätten?"

Und er versetzte: „In der That, Fräulein Gisa — ich teile in diesem Fall ganz die Anschauung Ihrer Frau Mama."

„Aber Sie selbst sind doch gewiß nicht fromm?"

„Ich — das ist ein anderer Fall."

„Sagen Sie doch nicht immer: das ist ein anderer Fall! Man ist gläubig oder ungläubig aus einem innerlichen Zustand; aber nicht, weil man soll oder nicht soll. Was heißt das also: ein Mädchen soll fromm sein?"

„Das heißt, daß es für eine weibliche Psyche nicht zuträglich ist, auf die Behelfe zu verzichten, welche die Religion gewährt."

„Also Religion unter dem Gesichtspunkte der Seelendiät, der psychischen Hygiene —?"

„Ganz richtig! Sie drücken sich sehr gut aus."

„Aber dieser Gesichtspunkt ist mir verhaßt! Er ernüchtert Alles, er macht Alles flach und philiströs!"

Doktor Lamaris zuckte geringschätzig die Achseln.

„Dennoch wird die Kulturmenschheit lernen müssen, wenn sie nicht dem völligen Ruin verfallen soll, das Leben ausschließlich unter diesem Gesichtspunkt zu betrachten; sie wird alle Affekte unter diesem Gesichtspunkte neu bewerten müssen —“

„Alle Affekte? Also auch — auch die Liebe, zum Beispiel —?“

„Auch die Liebe, und zwar die Liebe in allererster Linie. Denn da die Liebe es ist, die gewöhnlich über das Wohl und Wehe der künftigen Generation entscheidet, geschieht es nur zu häufig, daß die auf Grund einer Liebesneigung geschlossene Verbindung zweier Menschen etwas geradezu Frevelhaftes darstellt. Es ist eine sentimentale Verirrung, die Liebe als die wünschenswerteste Grundlage der Ehe hinzustellen. Der illusionäre Charakter dieses Affektes macht den davon Befallenen ganz unfähig, seine Wahl nach Vernunftgründen, nämlich im Sinne der Rassenverbesserung, zu treffen —“

Länger konnte ich meine Fassung nicht bewahren. Ich hielt mir die Ohren zu und rief voll Zorn und Schmerz:

„Hören Sie auf, hören Sie auf! Ich kann es nicht ertragen, wenn Sie so sprechen. Das denken Sie nicht in Ihrem Innersten, so redet Ihr Verstand, so redet nicht Ihr Herz! Sagen Sie nichts mehr, Sie thun mir zu weh!“

Er schwieg betroffen; dann trat er auf mich zu, nahm meine Hände, zog sie mir von den Ohren weg und hielt sie einen Augenblick fest.

Ich fühlte die leichte, weiche, schmeichelnde Berührung dieser schönen Hände wie eine Bitte um Verzeihung, wie ein unwiderlegliches Argument zu seinen Gunsten. Diese Hände hatten eine Gewalt der Überredung, der ich nicht widerstehen konnte. Sie straften ihn Lügen; sie waren voll Zärtlichkeit und Milde; sie löschten die kalten, harten Worte, die ich eben gehört hatte, jählings aus meiner Empfindung weg.

Und mit seiner sanften, tiefen Stimme sagte er dann: „Warum denn so heftig? Ich dachte —“

„Sie dachten?“

„Ich dachte, daß ich mit Ihnen über Dinge sprechen dürfte, über die man mit andern Mädchen nicht sprechen kann.“

Anfangs Juni saß ich einmal an meinem Fenster. Das Wetter war trostlos; seit einer Woche regnete es fast ununterbrochen. Dazu ging der Wind, ein kalter, schneidender Wind, der alle Stimmung zerstörte. Er schüttelte die nassen Bäume mit Geheul und machte den Aufenthalt im Freien unleidlich, wenn man dem Regen trotzen wollte. Da bemerkte ich eine Uniform, die sich unten in der Allee vorbeibewegte. Gleich darauf kam sie in umgekehrter Richtung zurück. Dann blieb sie eine Weile verschwunden, um abermals hin und zurück zu gehen. Und wieder nach einer kleinen Pause das gleiche Manöver. Es war jemand, der vor unserem Vorgarten auf und ab ging. Ich erfuhr aber nicht, was aus ihm wurde, weil es schon Zeit für mich war, dem Vater vorzulesen. Am nächsten Tag um dieselbe Stunde wiederholte sich dieser Vorgang genau.

Das Wetter war ebenso schlecht; am dritten Tage aber besserte sich's; ich war im Vorgarten und beschäftigte mich damit, an den Rosenstöcken die verblühten und beschädigten Rosen abzuschneiden. Da sagte jemand von der Straße herein:

„Dürfte ich fragen, mein gnädigstes Fräulein —“ und als ich mich nach der Stimme umwandte:

„Ah, welches Glück! Ich hatte schon einmal die Ehre — ich weiß aber nicht, ob sich das gnädigste Fräulein noch meiner erinnern —“

Es war der Offizier, in dessen Gesellschaft ich damals Nelly getroffen hatte. Der verschmähte Anbeter — denn sie war seit drei Wochen die Braut des andern. Er hatte sich also wirklich nicht erschossen; seine Nasenspitze war noch ganz so unternehmend und siegesgewiß wie vorher, er sah auch noch ganz so rot und rund aus. Dennoch that er mir leid, und ich begrüßte ihn freundlicher, als ich es sonst wohl gethan hätte.

Er knüpfte gleich ein Gespräch an: ob ich hier wohne, und was für ein reizendes Heim ich hier habe, und ob diese Rosen unter meinem besonderen Schutz stünden, und daß er sich keine entzückendere Beschäftigung für schöne Hände denken könne als die Pflege der Rosen, und ob die Rose wohl meine Lieblingsblume wäre, da man sie doch mit Recht als die Königin der Blumen betrachte — und noch eine Menge solches Zeug. Es floß ihm von den Lippen wie ein Bach. Als er aber gar keine Anstalten machte, wieder fortzugehen, ward er mir lästig und ich sagte:

„Sie wollten mich etwas fragen, glaub' ich, als Sie mich ansprachen —?“

Das gab ihm nur Gelegenheit, ein neues Gespräch anzuknüpfen. Er habe um die Dittesgasse fragen wollen. Denn hier sehe eine Gasse wie die andere aus mit diesen ewigen Alleen und Vorgärten; man könne sich so schwer orientieren, und er sei hier fremd, erst seit vorigem Herbst gekommen, er

wolle einen Freund besuchen, da habe er Anlaß, öfter in diese Gegend zu kommen und schätze sich unendlich glücklich, daß ihn sein Weg hier vorüberführe. Ob ich gewöhnlich um diese Stunde im Garten sei, und ob er wohl hoffen dürfe, mich öfter, wenn er vorüberkomme, begrüßen zu können?

Diese offene Zudringlichkeit verblüffte mich; ich begriff nachträglich nicht, wie ich denn „ja“ darauf sagen konnte.

Was wollte er von mir? Wahrscheinlich mit mir von Nelly sprechen, von mir Nachrichten über sie erfahren. Der Ärmste! Allerdings, nach Liebesgram sah er gerade nicht aus.

An den folgenden Tagen setzte er seine Fensterpromenaden unermüdlich fort, obwohl ich mich nicht im Vorgarten blicken ließ; denn ich ärgerte mich darüber, daß ich „ja“ gesagt hatte. Dann aber kam mir seine Unverfrorenheit doch lustig vor; und ich ging hinunter, als ich bemerkte, daß er auf und ab zu traben begann.

„Sind Sie wieder auf dem Wege zu Ihrem Freund?“ fragte ich ihn, und als er bejahte: „Aber finden Sie denn immer noch nicht hin?“

„Warum, mein gnädiges Fräulein?“

„Weil Sie hier so unnötig auf und ab gehen.“ Er kam aber nicht aus der Fassung.

„Verbieten Sie es mir in Hinkunft?“

„Ich habe Ihnen nichts zu verbieten oder zu erlauben —“

„O doch! Ich wäre unendlich glücklich, wenn ich

einen Befehl von Ihnen ausführen dürfte! Befehlen Sie über mich! Ich stehe mit Leib und Leben zu Ihren Diensten."

„Also ohne Umschweife: was wollen Sie wissen?" Da wurde er doch ein wenig verlegen.

„Wissen? Ich? Wissen will ich nichts!"

„Warum tragen Sie mir dann Ihre Dienste an?"

„Weil es unter allen Umständen ein unschätzbares Glück ist, einer Dame seine Dienste anbieten zu dürfen?"

„Sie sprechen eine etwas antiquierte Sprache, Herr Oberlieutenant —"

„Das will ich nicht hoffen, gnädiges Fräulein. Kein ritterlicher Mann wird jemals einem höheren Wesen gegenüber eine andere Sprache führen können!"

„Aber das ist ja komisch! Welchem höheren Wesen denn gegenüber?"

„Jede Dame ist ein höheres Wesen. Sie belieben mich auszulachen, aber auch dieses Lachen, wiewohl es schmerzlich für mich ist, nehme ich von so schönen Lippen als ein gnädiges Geschick hin."

Er sagte das Alles mit Eifer und Ernst, als wären es ernsthafte und wichtige Dinge. Dabei starrte er mir mit seinen runden grünblauen Augen unverwandt ins Gesicht.

„Lassen Sie doch Ihren Freund nicht so lange warten," sagte ich, um ihn endlich zu verscheuchen. „Sie wissen ja: gleich links die erste Gasse hinauf und dann rechts —"

Er salutierte und ging in demütiger Haltung langsam weg.

Nelly kam, um sich zu verabschieden. Sie ging mit Eltern und Geschwistern ins Salzkammergut; Ende September sollte ihre Hochzeit sein. Die Ausstattung war bestellt, Wäsche, Kleider, Möbel — Nelly wußte nicht, wovon sie zuerst erzählen sollte. Sie war selig, sie strahlte vor Glück und Freude. Das Schönste, Beste, Neueste — Alles sollte sie haben, ein neues Leben in lauter neuen, herrlichen Sachen sollte sie beginnen, schalten und walten als eigene Herrin in allen diesen neuen herrlichen Sachen.

Sie erzählte und erzählte: die persischen Teppiche und die gestickten Bettüberzüge, die seidenen Unterröcke und die geschnitzten Sessel, die silbernen Tafelbestecke und die spitzenbesetzten Hemden wirbelten nur so durcheinander, wie aus einem Füllhorn gegossen. Aber alle diese köstlichen Dinge konnten nicht meinen Neid erregen, wenn ich daran dachte, daß Nelly dafür einen ungeliebten Mann in den Kauf nehmen mußte.

Ich hatte diesen Mann bei ihrer Verlobung kennen gelernt. Trocken und einsilbig, mit einem phlegmatischen Ausdruck auf seinen dicken Wangen, die zwischen seinem kurzgeschorenen Bart fett hervorglänzten — ich weiß

nicht warum: diese Haut zwischen den kurzen, steifen Haaren machte mir einen unappetitlichen Eindruck — trocken und einsilbig saß er neben seiner Braut. Nur so oft ein neues Gericht oder ein neuer Wein serviert wurde, belebten sich seine phlegmatischen Wangen und stiegen freundlich gegen die Augen hin; er kostete mit Wichtigkeit, zog die Augenbrauen hinauf und wiegte kennerhaft den Kopf, daß das Glanzlicht auf seiner Glatze sich schaukelte. Später, als die Toaste an die Reihe kamen, hielt er den seinen in geschäftsmäßigem Ton, mit knarrender Stimme; er wählte seine Vergleiche aus der Seidenwaren-Branche und verwickelte sich fortwährend in unmögliche Satzkonstruktionen, so daß die beiden jüngeren Brüder Nellys, die ins Gymnasium gehen, unter den Tisch kriechen mußten, um sich auszulachen.

Aber schon damals schien Nelly nicht mehr daran zu denken, daß ihr Bräutigam und ihr Ideal von einem Mann vor kurzem für sie noch nicht identisch waren. Sie saß Hand in Hand mit ihm und sagte ihm zuweilen lachend und verlegen etwas ins Ohr; dann raffte er sich zu einem verliebten Blick auf, der für Nellys künftige und bisherige Verwandte das Signal zu scherzhaften Bemerkungen über „diese verliebten Leute“ war. Und Nelly lachte mit; sie lachte nach rechts und nach links mit ihrem melodischen Lachen, das nicht ganz echt ist. Aber sie errötete auch zuweilen unter dem Blick ihres Bräutigams, namentlich gegen Ende der Tafel, als die Stimmung und die Temperatur schon sehr warm geworden war.

Freilich, auch dann war nichts Geheimnisvolles zwischen ihr und ihm. Und es verstimmte mich sonderbar, daß dieses Geheimnisvolle nicht gegenwärtig war, als hätte man ein Fest für jemanden gefeiert, der ausgeblieben ist, und die ihm zu Ehren geladenen Gäste machten sich einen guten Tag, weil sie nun doch einmal versammelt waren. Ich merkte aber wohl, daß ich allein diese Abwesenheit von irgend etwas empfand.

Und jetzt sprach Nelly von ihrem Ferdinand, als wäre er wirklich derjenige, von dem sie immer heimlich geträumt hatte! Alles wurde so eingerichtet, wie er es haben wollte; er besaß so vielen Geschmack, er verstand zu leben und sich das Leben angenehm zu machen, und sie harmonierten beide in allen ihren Wünschen und Neigungen, daß es ganz herrlich war —

„Aber sage mir, wie ist denn das so rasch gekommen?“

„Was?“

„Nun, daß Du mit Deinem Ferdinand so harmonierst?“

„Hätte ich mich denn sonst mit ihm verlobt? Du machst Dir gar keinen Begriff, was für ein großartiger Mensch er ist, wie man sich auf ihn verlassen kann, und wie er alles beherrscht — warum siehst Du mich denn so an?“

„Vor sechs Wochen hast Du anders gesprochen!“

„Nun ja, vor sechs Wochen hab' ich ihn eben noch zu wenig gekannt!“

„Und jetzt bist Du also wirklich verliebt in ihn?“

„Hör' doch auf mit dieser unangenehmen Methode, einem ins Innere hineinzusteigen! Du bist recht garstig!“

„Aber Nelly, erinnere Dich nur: hast Du nicht selbst gesagt, daß Du in keinen von beiden verliebt bist, und daß da ein ganz anderer Mann kommen müßte —“

„Mein Gott, wie feierlich Du Alles nimmst! Das war ja nur so ein Gerede! Ich weiß nicht einmal mehr, was ich damals gesagt habe. Und wenn ich etwas gesagt habe, was jetzt nicht mehr stimmt, so bin ich jetzt eben gescheiter geworden — was giebt es da noch zu fragen?“

Sie war ganz ärgerlich und aus ihrer guten Laune gerissen.

Warum wollte sie nun nicht mehr eingestehen, daß sie in ihren Bräutigam nicht verliebt war? Ich sah, sie wollte sich selbst glauben machen, daß er doch derjenige sei, den sie heimlich erwartet hatte — oder vielmehr, sie war schon ganz fest überzeugt davon. Sie erinnerte sich schon gar nicht mehr, daß sie einmal andere Vorstellungen gehabt hatte. Sie bemerkte schon gar nicht mehr, wie wenig ihr Bräutigam dem Bilde glich, das sie von ihrem Auserwählten trug. Und sie erlebte keine Enttäuschungen, die Glückliche! Aber sie erlebte auch nicht die Liebe. Ihr Leben war ein Fest, aber ein Fest, bei dem die Hauptperson fehlte.

Nelly ging verdrießlich im Zimmer auf und ab, während ich so über sie dachte. Dann kam sie auf

mich zu — sie war immer die erste, die wieder zu sprechen anfing, wenn wir uns gezankt hatten — und faßte mich an den Schultern:

„Sage mir nur, was Du gegen mich hast? Seit dem verflossenen Winter ist etwas mit Dir vorgegangen, das lasse ich mir nicht nehmen, wenn Du es auch zehnmal leugnest! Also heraus damit! Was hast Du gegen mich?“

Da ergriff mich eine sinnlose Angst, sie könnte mein Geheimnis erraten; und wie ein Blitz fiel mir ein, was ich sagen mußte, um das Gespräch von diesem gefährlichen Punkt abzulenken.

„Nelly, denkst Du nicht manchmal noch an den Andern?“

„Ach, geh mir mit dem!“ Sie drehte sich unwillig weg.

„Stelle Dir vor, er hat mit mir angebandelt, um etwas über Dich zu erfahren!“

Das interessierte sie doch. „Um etwas über mich zu erfahren? Was will er denn über mich erfahren? Er weiß Alles, was er zu wissen braucht. Und Du, was hast Du ihm über mich gesagt?“

„Einstweilen noch gar nichts. Er ist noch nicht herausgerückt mit seinen Absichten. Aber welchen Grund sollte er denn haben, so zudringlich zu sein?“ Und ich erzählte ihr seine unverfrorenen Manöver.

Sie wurde sehr nachdenklich. Eine solche Anhänglichkeit und Ausdauer habe sie ihm nicht zugetraut; er sei ja nur auf Abenteuer erpicht, mit anständigen Mädchen oder mit andern, da mache er gar keinen

Unterschied. Er rede von den „Weibern“ wie ein rechter Don Juan und habe die unumstößliche Überzeugung, daß ihm keine widerstehen könne.

„Aber er spricht ja von den Damen als von „höheren Wesen“ —?“

„Nun ja, für den Anfang, weil er glaubt, damit Effekt zu machen. Wahrscheinlich hält er Dich auf Dein Gesicht hin für ein Mädchen, das auf romantische Phrasen aufsitzt. Schon damals, weißt Du, das erste Mal, hat er gleich solche Ideen über Dich geäußert. Er war durchdrungen davon, daß Du das sanfteste, engelhafteste Geschöpf auf der Welt sein müßtest, ein ganz überirdisches Wesen. „Na, da täuschen Sie sich aber gewaltig,“ sagte ich. „Die ist eigensinnig und hochmütig und unberechenbar —“ gelt, das giebst Du ja selber zu und willst gar nicht, daß man Dich für 'was Anderes hält —? Aber er blieb doch bei seiner Meinung. Er fand im Gegenteil, daß Damen einander nie richtig beurteilen, und besonders nicht gerne hören, wenn man in ihrer Gegenwart von einer Andern schwärmt. Nein, nein, ich will nichts mehr von ihm wissen! Mein Entschluß ist unwiderruflich gefaßt. Sag' ihm das! Sag' ihm, daß jeder Versuch umsonst ist, und daß er sich gründlich täuscht, wenn er mir etwas Anderes zutraut.“

Es war nicht leicht für einen Fremden, Zutritt in unsere hermetisch verschlossene Häuslichkeit zu gewinnen. Oberlieutenant von Zedlitz fand diesen Weg spielend. Er kundschaftete das Gasthaus aus, wo Max täglich zu Mittag aß; dort knüpfte er mit ihm Bekanntschaft an; Max war ganz entzückt über einen so amüsanten, gefälligen, netten Gesellschafter; und als er hörte, daß dieser angenehme junge Mann ohnedies „die Ehre hatte, seine Schwester zu kennen“, brachte er ihn eines Abends mit nach Hause, „weil es ja längst der Herzenswunsch der Mama sei, junge Leute bei uns zu sehen“.

Und kaum war er da, so richtete er sich häuslich bei uns ein, eroberte im Nu die Sympathie der Mutter, machte sich sofort unentbehrlich für den Vater. Er spielte Karten und Domino mit ihm; er erzählte Anekdoten, Jagdabenteuer, Reiseerlebnisse; nie fehlte es ihm an einem Gesprächsgegenstand. Er war durch nichts aus seiner guten Laune zu bringen, und kummervolle oder verdrossene oder gelangweilte Mienen fochten ihn nicht an, denn er bemerkte sie gar nicht.

Seine Dienstfertigkeit, Aufmerksamkeit, ehrfurchtsvolle Ergebenheit mir gegenüber war unverwüstlich. Ich mochte so ablehnend und kalt sein, als ich konnte, er nahm Alles wie einen unerforschlichen Ratschluß hin, gegen den man nicht murrt. Es ärgerte mich, daß er seine Auffassung vom „höheren Wesen“ mit solcher Ausdauer zur Schau trug; aber je mehr ich mich zurückzog, desto unterthäniger wurde er.

„Ich begreife vollkommen, daß ich Ihnen nicht recht bin,“ sagte er wiederholt; denn er sagte Alles wiederholt. „Aber wenn Sie nur die Gnade hätten, mir anzudeuten, wie ich mich betragen müßte, um Ihnen etwas weniger unangenehm zu sein!“

Es konnte mir nicht lange verborgen bleiben, daß seine Anstrengungen mir selbst und nicht Nelly galten. Er nannte ihren Namen nie; er machte keine Anspielung; sie war für ihn einfach nicht mehr auf der Welt. Sie hatte keine Spur in seinem Herzen zurückgelassen; drei Wochen, nachdem er sie verloren hatte, war er schon wohlgemut dabei, seine Person einem anderen weiblichen Wesen anzubieten. Und obwohl ich selbst dieses weibliche Wesen war — was ich entschieden als einen mildernden Umstand empfand — so flößte mir diese Unbeständigkeit doch eine unbeschreibliche Geringschätzung für ihn ein. Besonders deshalb, weil Nelly und ich von außen und innen so ganz verschieden waren.

Ich dachte nicht im entferntesten daran, seine Verehrung für mich ernst zu nehmen. Es haftete ihr in meinen Augen immer etwas Scherzhaftes, ja Lächerliches

an. Welchen Wert sollten auch Huldigungen für mich besitzen, die er vor so kurzer Zeit einem völlig anderen Wesen dargebracht hatte? Die er vermutlich in ebenso kurzer Zeit einem noch anderen Weseu darbringen würde, oder vielleicht sogar gleichzeitig? Was sage ich? Gleichzeitig einem? Gleichzeitig mehreren! Gleichzeitig vielen, unzähligen! Jedes weibliche Wesen, das ihm in die Nähe kam, insofern es nur halbwegs jung und hübsch war, brachte einen Eindruck auf ihn hervor; er widmete dem Stubenmädchen bewundernde Blicke, wenn sie bei Tisch bediente; er sagte der Köchin so angenehme Dinge, wenn sie ihm die Thür öffnete, daß man ihr erfreutes Lachen bis ins Zimmer hören konnte. Und was erzählte er nicht Alles! Aus seinen Gesprächen stieg eine Weihrauchwolke vor allem Weiblichen auf, vor niedlichen Füßchen in Lackstiefletten, vor zierlich aufgehobenen Röcken, unter denen duftige Spitzenplissés flattern, vor biegsamen Taillen, die man mit den Händen umspannen kann, vor majestätischen Büsten, deren Seidenleiber bei jeder Bewegung in den Nähten krachen; er liebte die Blonden und liebte die Braunen, er liebte die Roten und liebte die Schwarzen, er schwärmte für die Üppigen und betete die Schlanken an —

„Sie sind ein Vocativus!“ sagte mein Vater, der bei diesen Gesprächen so heiter und fröhlich wurde, als wäre er nicht ein gebrochener, todkranker Mann. „Was ist nun eigentlich Ihr Geschmack? Gefallen Ihnen denn Alle gleich gut?“

„Ich liebe sie Alle!“ versetzte Herr von Zedlitz,

und seine grünblauen Augen, die flach am Rande seiner Wangen lagen, erweiterten sich vor Entzücken, als wollten sie herausspringen. „Der liebe Gott hat einen Blumengarten wachsen lassen, in dem alle Sorten schön und köstlich sind. Wäre es nicht undankbar, diese oder jene zu verschmähen? Allerdings — Eine ist die Königin.“

Er machte einen Versuch, sich mit diesem Kompliment an mich zu wenden. Aber ich sah schleunig weg.

Für mich war er eine komische Figur; und wenn er auch zu gutmütig war, als daß man ihm ernstlich böse werden konnte, so bereitete es mir doch ein gewisses Vergnügen, ihn abzuweisen und sein dickhäutiges Gemüt zu erschüttern.

Als Doktor Lamaris ihn einige Male bei nns getroffen hatte, begann er, ihm seine Aufmerksamkeit zu schenken. Anfänglich hatte er kein Wort mit ihm gewechselt; seine zudringliche Freundlichkeit hatte er mit eisigem Schweigen erwidert. Er schien seine Gegenwart wie eine Belästigung zu empfinden. Dann auf einmal betrachtete er ihn mit seinem Beobachterblick. Während der Oberlieutenant im Eifer des Gespräches — kein Mensch konnte die unwichtigsten Dinge mit größerer Wichtigkeit behandeln — nicht hörte noch sah, was um ihn vorging, wanderte dieser unerbittliche prüfende Blick über diese gewölbte Brust, über die sich der Waffenrock tadellos spannte, über diese wohlgeformten Beine, die sich durch die engen Hosen wie durch ein Trikot abzeichneten, wanderte hinauf und hinab — aber die unbeweglichen Mienen, die so ungern ihre strenge Fassung aufgaben, verrieten nicht, ob es Bewunderung oder Mißfallen war, Wohlwollen oder Neid, was diesen Blick lenkte.

Da bemerkte er, daß ich ihm zusah. Er wendete seinen Blick weg, ohne irgend ein Zeichen. Erst als

ich ihn zum Gartenthor begleitete, sagte er unvermittelt:

„Ein schöner Mann, dieser Oberlieutenant, finden Sie nicht, Fräulein Gisa?“

„Nein, das finde ich nicht.“

„Er ist doch der Typus eines gesunden, gut entwickelten Menschen!“

„Trotzdem gefällt er mir nicht.“

„Das ist mir unbegreiflich. Wirklich, er sollte Ihnen gefallen — er gefällt Ihnen gewiß! Seine Physis ist von einer leider schon selten gewordenen Vollkommenheit: er muß aus einer sehr gesunden Familie stammen. Keine Spur einer erblichen Belastung!“

„Aber das Alles ist mir doch höchst gleichgültig, das macht ein solches Individuum noch lange nicht interessant. Und Sie mögen sagen, was Sie wollen, Ihnen gefällt der Oberlieutenant auch nicht, Ihnen kann er gar nicht gefallen, Doktor Lamaris!“

„Oh! Woraus schließen Sie das?“

„Weil — nun, weil er allzusehr Ihr Gegensatz ist.“

„Das ist kein Grund!“

„Also dann: weil er viel zu inhaltslos ist. Diese banale Muskulatur in ewiger Paradehaltung, diese gedankenlosen Hände —“

„Gedankenlose Hände?“

„Ja, haben Sie seine Hände noch nicht beobachtet? Er hat so steife, gespreizte, rote Hände ohne Spur von Ausdruck, Hände, mit denen man höchstens Anekdoten erzählen kann — und am besten vielleicht diejenigen, die erzählt werden, wenn keine Damen

zugegen sind. Seine Nägel grinsen immer wie über heimliche Zweideutigkeiten. Diese Hände machen mich mißtrauisch gegen ihn."

„Aber sein Benehmen entspricht ganz und gar nicht dem, was Sie aus seinen Händen lesen."

„Ich glaube seinen Händen mehr als seinem Benehmen."

„Im Ernst, Fräulein Gisa? Halten Sie es im Ernst für zulässig, einen Menschen nach seinen Händen zu beurteilen?"

„Nun, Sie, Doktor Lamaris, können doch nichts dagegen einzuwenden haben!"

„Ich? Warum ich nicht?"

„Haben Sie denn Ihre eigenen Hände noch nie angesehen?"

Mit einer raschen Bewegung betrachtete er seine Hände von außen und innen; dann kreuzte er sie auf dem Rücken, als wollte er sie verbergen. Er richtete seine beschatteten Augen, in denen ein unwandelbarer Ernst herrschte, auf mich, und dieser Ernst milderte sich zu einem Ausdruck der Traurigkeit, während er mich ansah.

Ohne ein Wort zu sagen, wandte er seine Augen wieder ab; doch über seine Lippen kam ein leiser Laut, der mehr war als ein Seufzer und weniger als ein Wort, unverständlich und doch vielsagend.

Und dieser Laut durchzitterte mein Herz mit einem Gefühl der Hingegebenheit, das wie ein hellseherisches Eindringen in seine stumme Seele war. Dieser Laut schien mir das Unaussprechliche eines ganzen Lebens

zu enthalten, alle Melancholie des Entbehrens und des Verzichtens, die in einem stolzen Herzen nie zur Klage wird; er schien zu sagen: „Die Schönheit und die Freuden, zu denen die Schönheit berechtigt, sind nicht für mich; ich muß einen Weg der Einsamkeit und der Mühseligkeit gehen, einen Weg, der Abhärtung verlangt und den unwandelbaren Entschluß, zu Allem, was auf Abwege einladet, nein zu sagen.“

Das dachte ich damals, und damals zweifelte ich nicht im entferntesten, daß sich in meinen Gedanken nur spiegelte, was in seinem Innern, in jener Tiefe, wo das eigene Bewußtsein nicht hinabreicht, als flüchtige Regung vorüberging.

Ach, wir stehen an verschlossenen Thüren und lauschen; wir hören Stimmen, die klagen, Stimmen, die jauchzen, Stimmen, die rufen, und wir antworten, weil wir glauben, daß wir uns verständigen können, daß wir zusammenkommen können mit denen, die jenseits von uns sind. Aber die Thüren öffnen sich nie; wir bleiben allein in der Dunkelheit, allein mit uns selbst und unseren Träumen.

Er reichte mir seine Hand zum Abschied und hielt die meine mit einem warmen Händedruck umschlossen.

„Seien Sie heiter!“ sagte er dabei; „unterhalten Sie sich mit diesem lieben, gesunden, jungen Blut. Denn amüsant ist er doch, der Oberlieutenant, das müssen Sie zugeben!“

Und so groß war die Macht, die er über mich ausübte, daß ich nicht mehr mit derselben Abneigung gegen den Oberlieutenant zurückkam. Etwas wie ein Abglanz war auf ihn gefallen; die Worte, die Raimund Lamaris ihm gewidmet hatte, machten ihn mir erträglich.

„Sie sind heute besonders gut gestimmt, mein gnädiges Fräulein,“ sagte er, als er bemerkte, daß ich nicht wie sonst ins Blaue sah, wenn er mich anreden wollte. „Und auch der Herr Papa ist sichtlich aufgeräumter. Ist das alles das Werk dieses Herrn Doktors?“

Mein Vater ergriff mit Begeisterung die Gelegenheit, über Raimund Lamaris zu sprechen.

Herr von Zedlitz hörte respektvoll zu; es klang freilich nicht ganz echt, als er in diese ungemessene

Bewunderung einstimmte. Aber er stimmte immer demjenigen zu, mit dem er gerade sprach. Es machte ihm keine Schwierigkeit, den entgegengesetztesten Ansichten beizupflichten; wenn man es ihm vorhielt, sagte er ganz unschuldig, daß doch jede Meinung „etwas für sich“ habe.

„Aber ist es nicht schrecklich, was für ein Leben diese gelehrten Herren führen?“ sagte er, nachdem er die Lobeserhebungen meines Vaters zuvorkommend bekräftigt hatte. „Das ist ja kein Leben mehr! Sie haben keine Zeit und keinen Sinn für das Schönste im Leben! Sie wissen es nicht zu schätzen; sie nehmen Alles in ihrer gelehrten Zerstreutheit hin und bemerken es nicht einmal.“

Er sah mir mit seinen seichten Augen bedeutsam ins Gesicht.

Ich begriff nicht sogleich, wohin er zielte. Er fuhr fort:

„Du lieber Gott, warum kann denn nicht ich an der Stelle dieses Doktors sein! Warum muß gerade er dieses unverdiente Glück haben, das er gar nicht versteht!“

Mein Vater kam ihm dazwischen. „Sie haben recht,“ sagte er. „Viele Ärzte führen wirklich kein beneidenswertes Leben. Sie opfern sich geradezu ihrem Beruf. Übrigens ist Doktor Lamaris eine Ausnahme; so streng wie er nehmen doch die meisten Andern die Sache nicht. Es liegt in seiner Art fast etwas Heroisches, etwas — etwas —“ er fand nicht gleich das rechte Wort.

„Etwas Übertriebenes,“ ergänzte der Oberlieutenant. „Es kommt mir fast vor, als ob er sich auf seine Einseitigkeit was zu Gute thäte. Und trotzdem diese — diese —“

„Diese Bedeutung!“ ergänzte mein Vater.

„Ja, diese Bedeutung — selbst in den Augen des gnädigen Fräuleins! Er wird ja hier verehrt wie ein Halbgott! Selbst das gnädige Fräulein zeichnet ihn aus.“

Mein Vater lachte. Dann setzte er melancholisch hinzu: „Ja, ja, wie ein Halbgott! Aber für so einen armen Krüppel wie ich ist ja der Arzt wirklich ein Halbgott, von dessen Kunst und Geschicklichkeit das bißchen Leben abhängt, das einem noch gegönnt sein kann.“

Ich stand auf und umarmte ihn. Für einen Moment war die Abstumpfung der Gewohnheit aufgehoben, und ich sah wieder die erbarmungswürdige Magerkeit seines blutlosen Gesichtes und den Zug des Leidens auf seinen eingefallenen Wangen.

Aber der Oberlieutenant ließ keine Rührung aufkommen. Er war ein- für allemal überzeugt, daß mein Vater nur an einer vorübergehenden Störung leide, und behauptete immer, er kenne eine Menge Personen, denen „ganz dasselbe“ gefehlt habe, und die wieder frisch und munter auf ihren zwei Beinen in der Welt herumliefen. Und so unerschütterlich war seine Überzeugung, daß er einen ganz anderen Ton traf als wir, die wir ohne inneren Glauben bloße Trostgründe vorbrachten.

„Nein, nein, da muß ich mir schon erlauben zu widersprechen — Ärzte sind keine Halbgötter! Die haben viel zu viel gelernt — vor lauter Studieren werden sie ganz dumm. Aber natürlich: wenn Sie nächstens wieder herumgehen, wird es dieser gelehrte Herr sein, der den ganzen Ruhm einsteckt! So ist es immer: Die Natur hilft sich selbst, und dann heißt es, der Arzt hat geholfen!“

Mein Vater verteidigte die Ärzte; er wurde wieder heiter und lebhaft.

Ich ging weg, unbemerkt, glaubte ich. Gleich darauf kam mir Herr von Zedlitz nach.

„Sollte ich das Unglück gehabt haben, Sie zu verstimmen, gnädiges Fräulein?“ sagte er mit der unterwürfigen Haltung, die er immer annahm, sobald er mit mir sprach.

„Mich zu verstimmen? Dazu stehen Sie mir viel zu fern.“

„Oder nur zu ärgern? Vielleicht war es nicht ganz taktvoll von mir, daß ich den Doktor Lamaris ein wenig heruntergemacht habe —?“

„Ach Gott, den können Sie doch gar nicht herunter machen!“

„In Ihren Augen nicht, gnädiges Fräulein, das weiß ich wohl. Aber verzeihen Sie mir! Ich habe doch im Vergleich mit ihm einen großen Vorzug: ich habe ein Herz im Leib und Augen im Kopf. Und sehen Sie, Fräulein Gisa, das hat er nicht!“

„Wie können Sie das behaupten? Sie haben noch kaum ein Wort mit ihm gesprochen.“

„Aber ich habe Sie mit ihm sprechen gesehen! Fräulein Gisa, ich weiß, daß ich nicht wert bin, von Ihnen auch nur eines Blickes gewürdigt zu werden, und daß jedes Wort von Ihnen eine unverdiente Gnade für mich ist; aber ein Mensch wie dieser Doktor, der so unempfindlich, so gleichgültig, so verschroben —"

Ich unterbrach ihn und sagte, daß ich ihn nicht um sein Urteil über Doktor Lamaris gefragt habe. Doktor Lamaris sei ein Mensch aus einem anderen Stoff, ein Mensch der Arbeit und der Aufopferung, ein Mensch von so hoher Art, daß ein gewöhnliches und alltägliches Urteil gar nicht an ihn heranreiche. Er möge sich nur nicht herausnehmen, seinen Maßstab an diesen außerordentlichen Mann zu legen, denn er selbst sei bloß ein Mensch des Vergnügens; und wenn er sich darüber lustig gemacht habe, daß in unserem Hause Doktor Lamaris als ein Halbgott gelte, so beweise das eben, daß ihm jedes Verständnis für Vorzüge dieser Art fehle —

Darüber geriet er ganz außer sich. Er rang die Hände, er faßte sich an den Kopf, er stampfte mit dem Fuße.

„Ein Mensch der Arbeit und der Aufopferung!" rief er voll Erbitterung. „Ein Mensch aus einem anderen Stoff! Meinen Sie das wirklich oder sagen Sie das nur, um mich zu demütigen? Aus einem anderen Stoff! Als ob dieser Doktor kein Mann wie alle andern Männer wäre, wenn man sein bißchen Gelehrsamkeit abrechnet! Nur unvollkommener ist er, nur einseitiger, nur verschrobener —"

Ich kehrte ihm den Rücken. Er aber ging hinter mir drein und redete leidenschaftlich weiter.

„Wenn Sie mir auch nie verzeihen, Fräulein Gisa, ich muß Ihnen doch meine Meinung sagen! Das ist das einzige, was ich besser weiß, als Sie! Es giebt keine Menschen aus einem anderen Stoff unter uns Männern! Menschen aus einem anderen Stoff sind bloß die Damen, und auch unter den Damen nur die wenigsten, nur die auserlesensten, nur solche, wie Sie —“

„Schweigen Sie!“ sagte ich zornig und wandte mich nach ihm um. Ich sah, daß sein rundes Gesicht ganz blaß war; der Ausdruck darin reizte mich aber noch mehr. „Und tischen Sie mir nicht wieder Ihre Theorie von den höheren Wesen auf! Das ist ebenso lächerlich als abgeschmackt. Ich hasse solche plumpe Schmeicheleien —“

Er sah mich einfältig an.

„Welche Theorie denn, du lieber Gott? Ich weiß nicht einmal recht, was eine Theorie ist, offen gestanden; und Sie lachen mich wegen meiner Theorie aus! Theorien mag dieser gelehrte Herr besitzen — dieser Mensch, der aus einem anderen Stoff sein soll. Ha! Ich werde schon sehen, aus welchem Stoff er ist, ich werde ihn mir einmal in der Nähe anschauen —“

Ich gab ihm keine Antwort mehr. Schließlich wunderte es mich doch, daß ihn gerade dieses Wort so außer Rand und Band brachte.

Der Sommer ist gekommen, der volle, unerbittliche Sommer. Tag für Tag steht die Sonne am weißglühenden Himmel, der Boden brennt, das Laub hängt kraftlos herab und giebt keine Kühle mehr. Man lebt bei geschlossenen Fenstern wie im Winter, und die Zimmer sind durch die herabgelassenen Jalousien verdunkelt wie bei Schwerkranken. Abends, wenn die Fenster geöffnet werden, streicht eine schwere, trockene Luft herein, die schlechte Gerüche mit sich führt. Die Nächte bleiben in brütender Stille; kein frischer Hauch weht über die erschöpften Bäume hin. Und der Morgen ist ohne Erquickung; man erwacht und wendet sich ermattet ab von dem blendenden Schein, der durch die Fenster sticht. Die Sonne wird unerträglich, der blaue Himmel wird unerträglich, die Herrlichkeit des Tages wird unerträglich.

Es war seit vielen Jahren ein Kurort, der unsere Sommerfrische bildete. Jedesmal ein anderer. Und einer glich dem andern, und von keinem war der Vater mit einer merkbaren Besserung zurückgekommen. Er hatte alle Kurorte längst verschworen; aber wenn die Hitze sich einstellte, und wenn die Bekannten ihre

Abschiedsvisiten machten, und wenn an allen Nachbarhäusern die Wagen mit Koffern und Reisekörben beladen wegfuhren, ergriff ihn dennoch wieder eine Sehnsucht nach Veränderung, eine Hoffnung auf Besserung, und dann fand sich auch gleich ein Ort, wo es ein neues elektrisches Verfahren oder eine Massagekur oder Heilquellen von besonderer Wirkung zu versuchen gab.

Diesmal aber beharrte der Vater auf seinem Entschlusse, sich durch keinen Kurort mehr verführen zu lassen. Er war allen Kurorten gram geworden, da keiner ihn vor dem Stadium seiner Krankheit bewahrt hatte, dessen Abwendung seine letzte Hoffnung gewesen war.

Zudem hatte er sich in seine neue Situation noch immer nicht ganz gefunden. Wochenlang verließ er den Garten nicht, obwohl er nicht eingestand, warum; unter seinen armen Ausflüchten aber war der Grund leicht zu merken. Es genierte ihn, sich öffentlich im Rollstuhl herumfahren zu lassen. Daß die Leute stehen blieben und ihm bedauernd oder neugierig nachsahen, konnte er nicht vertragen. Und doch war sein unsicherer, schlenkernder Gang mit dem befremdlichen Schleudern der Beine viel auffälliger gewesen. Aber daran hatte er sich schon gewöhnt gehabt.

Am härtesten wurde die Mutter durch diesen Entschluß getroffen. Die Badereise war doch immerhin eine Veränderung in dem traurigen Einerlei ihres Lebens. Sie begann dem Doktor Lamaris zu grollen, weil er durchaus nicht zu bewegen war, von einem Kurort irgend welche nennenswerte Vorteile zu versprechen.

Der Vater hatte ihn „auf sein Wort“ darum gefragt — und Doktor Lamaris hatte nein gesagt. Darauf berief er sich nun; dieses Nein setzte er allen Argumenten entgegen, welche die Mutter anführte. Einer bloßen Zerstreuung halber wolle er das viele Geld nicht ausgeben: die Zerstreuung wiege ihm die Unannehmlichkeiten, die er in den Kauf nehmen müsse, nicht auf; er ziehe seine häusliche Bequemlichkeit allen Zerstreuungen vor. Daß die Mutter anders dachte, merkte er in dem unbefangenen Egoismus der Kranken um so weniger, als sie immer nur von ihm, nicht von sich selbst oder ihren eigenen Wünschen redete.

„Doktor Lamaris ist mir unbegreiflich,“ sagte sie eines Tages zu mir. „Daß ein so geschickter Arzt nicht einsieht, wie notwendig es für deu Papa wäre, wieder einmal eine Kur zu gebrauchen!“

„Aber Mama, wenn es seine Überzeugung ist, daß alle diese Kuren nichts nützen —“

„Nützen und nützen ist doch zweierlei! Sie sind auf jeden Fall eine Zerstreuung, eine Abwechslung für ihn; sie beschäftigen ihn, sie bringen ihn auf andere Gedanken — ist das kein Nutzen? Wie soll denn der Winter werden, wenn wir den ganzen Sommer zu Hause gesessen haben? Es ist ja ohnedies so schwer, immer einen Gesprächsstoff zu finden! Und wenn man gar nicht mehr unter die Leute kommt, wovon soll man denn reden? Nein, ich bin wirklich recht bös auf Doktor Lamaris! Ich werde Max bitten, daß er ihm zuredet.“

Aber Max lehnte jede Einmischung ab; da der

Vater Doktor Lamaris auf sein Wort hin gefragt habe, sei es gänzlich aussichtslos, noch irgend einen Versuch zu machen.

Und wieder sagte die Mutter zu mir:

„Ich bin wirklich sehr bös auf Doktor Lamaris! Daß er gar kein Einsehen hat! Was für ein Leben führen wir, lieber Gott! Ist es nicht zum Erbarmen, wenn man Dich ansieht? Schon Deinetwegen allein müssen wir wieder einmal eine Luftveränderung vornehmen! Du mußt doch auch wieder einmal hinaus unter Leute!“

„Wenn es nur deswegen ist! Ich habe wirklich gar kein Bedürfnis nach einer Luftveränderung.“

„Aber Gisa, Du bist doch immer gern fortgegangen?“

Das konnte ich nicht leugnen. Aus dem karrierten Cottage fortzukommen, und wäre es auch nur in einen Kurort, bedeutete immer eine Wohlthat für mich. Und doch hatte ich diesmal nicht den geringsten Wunsch darnach. Nichts in der Welt konnte mir das Cottage aufwiegen, diese schnurgerade Straße mit den halbwüchsigen Bäumen, unter denen zweimal in der Woche jener Wagen gefahren kam, den ich hinter den geschlossenen Jalousien erwartete.

Aber das — das konnte ich nicht sagen.

Und sie fuhr fort: „Ich bin überzeugt, wenn Du einmal versuchtest, ihn darum zu bitten, so würde er nachgeben.“

„Wer? Doktor Lamaris?

„Ja, Dir wird er gewiß nichts abschlagen! Sag

ihm, wenn er nicht selbst dem Papa dazu rät, ist alles Zureden und Bitten von uns umsonst. Und er möge sich doch vorstellen, was für ein Leben der arme Papa und wir mit ihm das ganze Jahr führen —! Es wäre ja zu traurig, wenn der arme Papa und wir mit ihm den ganzen Sommer zu Hause sitzen müßten! Und ein Wort von ihm wäre genügend, mit einem Wort könnte er uns diese große Wohlthat erweisen! Du lieber Gott, ich stelle ja keine unmäßigen Ansprüche, aber wenn uns nun auch dieses Letzte genommen werden soll!"

Sie wiederholte ihre Gründe in steigender Erregung. Die Augen gingen ihr über; und mit einer plötzlichen Bewegung, als wollte sie ihre gewohnte Fassung gewaltsam wieder gewinnen, wandte sie sich ab, um ihre Thränen zu verbergen. Aber in diesem Augenblick der Fassungslosigkeit durchbrach sie die Schranke, die uns für gewöhnlich trennte. Ich fiel ihr um den Hals, und versprach, daß ich den Versuch machen wolle.

Gleich bei dem ersten Worte, das ich darüber zu Doktor Lamaris sagte, fühlte ich, daß es mir durchaus nicht gelingen würde, ihm ein Zugeständnis abzugewinnen. Und daß ich noch weniger im stande sei, ihm die geringste Unwahrheit zu sagen. Die Mutter wollte nicht genannt sein; ich sollte thun, als ob ich aus eigenem Antrieb an ihn heranträte. Sie hatte immer diese Scheu, sich in den Vordergrund zu stellen; es war ihr am liebsten, wenn sie sich hinter jemandem verbergen konnte. Auch wenn es gar keinen ersichtlichen Zweck hatte; ihre innerste Überzeugung war, daß man auf Umwegen viel mehr erreiche, als wenn man geradezu ging.

Das mochte nun sein, wie es wollte: kaum hatte ich begonnen, so war es schon entschieden, daß ich keinen Umweg machen würde. Es gab einfach keine andere Möglichkeit, ein Wort hervorzubringen.

„Ich habe eine Mission übernommen: meine arme Mutter ist ganz unglücklich darüber, Herr Doktor, daß Sie dem Vater von einer Badereise abgeraten haben —"

„Ich habe nicht abgeraten," versetzte er mit einem leichten Stirnrunzeln. „Ich habe bloß eine Frage nach dem Nutzen beantwortet —"

„Und glauben Sie nicht, daß trotzdem ein gewisser Nutzen, wenn auch nicht direkt — die Sache ist, daß es meine Mutter sehr hart treffen würde, wenn sie den ganzen Sommer hier bleiben müßte, in der traurigen Einförmigkeit ihrer Existenz —"

Er zuckte schweigend die Achseln.

„Wären Sie nicht geneigt, darüber ein Wort mit meinem Vater zu reden?"

„Was für ein Wort? In betreff einer Badereise könnte ich nichts Anderes sagen, als was ich schon gesagt habe. Übrigens ist das nur meine Meinung; meine Meinung ist nicht unfehlbar. Wenn Sie vielleicht einen anderen Arzt —"

„Wo denken Sie hin! Ihre Meinung ist für den Papa unfehlbar. Gerade deshalb wäre es ausschlaggebend, wenn Sie ihm sagen wollten, — nicht gerade, daß es für ihn direkt von Nutzen wäre, aber vielleicht, daß er aus Rücksicht für seine Familie —"

Er zuckte wieder schweigend die Achseln.

Ich fühlte mich vollständig geschlagen. Er war zu gerade, zu stolz, zu lauter, als daß er Rücksichten kennen sollte, zu Rücksichten raten sollte — hätte ich das nicht im voraus wissen können?

Plötzlich richtete er seine Augen auf mich.

„Aber Sie, Fräulein Gisa, Sie müssen unbedingt fort! Sie können den Sommer nicht hier zubringen!"

„Wenn die Eltern hierbleiben, muß ich wohl auch hierbleiben!"

„Haben Sie keine Freunde auf dem Lande, die Sie besuchen könnten? Wohlverstanden, allein oder

mit Ihrem Bruder, aber ohne Ihre Eltern. Sie sollten ein anderes Leben führen —"

„Aber wie sollte ich? Der arme Papa hängt so sehr an den wenigen Menschen, die er täglich um sich hat; sie sind ihm geradezu eine Lebensbedingung —"

„Um Ihre Lebensbedingungen handelt es sich zuerst. Denken Sie an sich, an Ihr eigenes Leben, das noch eine Zukunft hat, an Ihre eigene Gesundheit!"

„Selbst um den Preis, keine gute Tochter zu sein —?"

„Seien Sie immerhin keine gute Tochter, nur denken Sie hier nicht sentimental! Sie müssen gegen viele schlimme Einflüsse auf der Hut sein, Sie müssen sich verteidigen, Fräulein Gisa, sich zur Wehr setzen. Sie sollten Ihre ganze Aufmerksamkeit, Ihr ganzes Wollen auf diese Verteidigung richten."

Ich verstand nicht, was er meinte.

„Wogegen soll ich mich verteidigen, Doktor Lamaris? Was für schlimme Einflüsse?"

Er antwortete nicht. Nach einer Pause fuhr er fort:

„Sie sollten nicht in der Großstadt leben. Ein Leben in kleinen Städten, mit einem häufigen Wechsel der Umgebung, und mit einer Umgebung, die zu heiterem Lebensgenuß anregt, statt zum Nachdenken — das wäre das Richtige für Sie."

„Aber das wäre ganz und gar nicht mein Geschmack!" rief ich verzweifelt. „In kleinen Städten ist der einzelne Mensch am unfreiesten; dort haben die Leute zu viel Zeit für die Angelegenheiten der Anderen.

Ein Leben in den kleinen Städten heißt ein Leben in den Anschauungen und in dem Geschmack von vorgestern. Wie kann man das aushalten, wenn man mit Ungeduld das Leben von morgen erwartet —?"

Statt einer Antwort fragte er ganz unvermittelt:

„Was macht der Oberlieutenant? Warum sieht man ihn nicht mehr? Er kommt doch noch zu Ihnen?"

„Vermissen Sie ihn?"

„Ich würde ihn gern wiedersehen! Ich sehe solche Prachtexemplare der menschlichen Gattung immer gern."

Er lächelte dabei — mit einem Anflug von Ironie, kam mir vor.

„Und dann betrachten Sie ein solches Prachtexemplar, wie man ein Prachtexemplar von einem Bären oder Eber in einer Menagerie betrachtet?"

Aber sein Lächeln verschwand sogleich.

„Sie legen nicht den richtigen Maßstab an die Menschen, Fräulein Gisa; Sie sind geneigt, Eigenschaften zu unterschätzen, die gar nicht hoch genug anzuschlagen sind. Diese undifferenzierten, robusten Menschen repräsentieren ein sehr wertvolles Material. Es ist ein großes Glück, von einem solchen Menschen abzustammen; die Verfeinerung der Eltern hingegen, die geistigen Leistungen, kommen in der Regel den Kindern teuer zu stehen. Die Kulturmenschheit müßte dahin gelangen, sich dieser ungeheuren Verantwortlichkeit bewußt zu werden; eine einsichtsvollere, von naturwissenschaftlichen Grundsätzen geleitete Gesetzgebung müßte dahin wirken —"

Ich kann seine Worte nicht in der Formulierung,

die er ihnen gab, wiederholen, ich habe sie mir nicht gemerkt. Ich glaube, er sprach von der Regeneration der Kulturmenschheit durch eine willkürliche Auswahl nach hygienischen Gesichtspunkten; aber er drückte sich anders aus. Und er bezeichnete seine Gedanken auch nicht so geradezu; seine Gedanken waren für mich dunkler, entlegener, unzugänglicher.

Diesmal jedoch hielt ich mir nicht die Ohren zu. Ich hatte darüber nachgedacht; ich hatte mit dem Raimund Lamaris meines Herzens unzählige Gespräche darüber geführt. Aber nichts von dem, was mir in jenen heimlichen Zwiegesprächen einfiel, war auf seine wirklichen Worte anwendbar; ich suchte mich darauf zu besinnen und konnte nichts finden. Was hell wie Gold und Juwelen geglänzt hatte, so lange ich es für mich allein behielt, erschien mir vor dem scharfen klaren Licht seines Verstandes als ein Häuflein von unbrauchbarem Kram.

„Ach, ich verstehe Sie nicht ganz,“ sagte ich traurig. „Sie bedienen sich einer so fremdartigen und unverständlichen Ausdrucksweise. Und ich kann mir nichts Schönes und Freudiges unter dem vorstellen, was Sie meinen. Diese Welt, wie Sie sie haben möchten, kommt mir so — so entgöttert vor; sie kommt mir vor wie ein Transparent, hinter dem das Licht ausgelöscht ist.“

Er lächelte wieder mit jener unmerklichen Ironie.

„Welches Licht sollte denn ausgelöscht sein?“ fragte er.

„Das Licht — das Licht, das im Innersten

brennt, im Innersten der Welt und im Innersten jedes einzelnen Menschen, das, was macht, daß jeder Einzelne zum Ganzen gehört, daß das Ganze nicht auseinanderfällt in lauter Einzelnes, das, von dem das Leben alle Wärme und alle Kraft erhält —"

Er zuckte die Achseln, immer noch lächelnd.

„Ich habe mich schlecht ausgedrückt — und es sollte ja nur ein Gleichnis sein. Ich wollte sagen, daß ich mir nicht vorstellen kann, wie solche Gesetze, die von außen kommen, die Menschen und das Leben besser und wertvoller machen können — oder vielmehr, daß nur das, was aus der Tiefe des Wesens stammt, die Entfaltung des Innerlichen, die Menschen reicher und glücklicher und schöner zu machen vermag. Ist nicht Alles, was jemals Großes und Herrliches in der Menschheit war, aus diesem inneren Feuer entsprungen, ohne ein Gesetz von außen, ja gegen alles Gesetz und allen Verstand?"

Seine Miene wurde zerstreut und gleichgültig. Ich sah, daß meine Worte ihm so wenig sagten, wie die seinen mir. Der Schmerz darüber machte mich kühn. Ich trat ihm in den Weg.

„Warum antworten Sie mir nicht? Warum überlassen Sie mich diesen Gedanken, wenn sie Ihnen ungereimt oder befremdlich erscheinen? Warum wollen Sie mir nicht sagen, was daran falsch ist oder lächerlich?"

„Fräulein Gisa, ich bedauere: das innere Licht und das innere Feuer sind Dinge, von denen ich nichts verstehe."

Er sagte das spöttisch, in einem Ton, der mich frieren machte. Ich wandte mich ab, Thränen kamen mir in die Augen.

Da beugte er sich vor und sah mich forschend an.

„Wie empfindlich Sie sind, Fräulein Gisa!“ sagte er kopfschüttelnd. „Lassen Sie sich doch nicht durch jede fremde Berührung gleich umwerfen! Geben Sie nicht so nach! Wer für das Leben tauglich bleiben soll, bedarf unbedingt eine gewisse Abhärtung — eine psychische so gut wie eine körperliche.“

Ich antwortete nichts. Es fiel mir nichts ein, was ich darauf antworten hätte können.

„Also wann kommt der Oberlieutenant wieder?“ fragte er dann, mit einer scherzhaften Nüance in seiner Stimme, die mir neu, aber nicht angenehm war. „Ich möchte ihn wirklich gern wiedersehen. Und Sie? Sind Sie noch immer so schlecht auf ihn zu sprechen?“

„Er ist mir vollkommen gleichgültig.“

„Aber seine psychische Disposition im Allgemeinen müßte Ihnen doch sympathisch sein? Solche Menschen, die nicht durch ihre Berufsthätigkeit konsumiert werden, haben noch Raum übrig für — für andere Beschäftigungen; sie halten nicht so sehr ihren Beruf für ihre Hauptbeschäftigung als — als die Annehmlichkeiten des Lebens —“

„Warum sprechen Sie nicht aus, was Sie sagen wollen? Sie zögern vor jedem Wort!“

„Also mit Ihrer Erlaubnis: Die Hauptbeschäftigung solcher Männer ist die Beschäftigung mit dem weiblichen Geschlecht. Und das ist eine Eigenschaft, die alle jungen Damen wünschen, nicht?“

Ich antwortete nichts.

„Es schien mir doch, als ob auch Sie geneigt wären, die Liebe als die Hauptsache im menschlichen Leben und Treiben zu betrachten, wie alle jungen Damen —? Und folgerichtig müßten Sie doch diejenigen Männer schätzen, die noch am ehesten die Disposition besitzen, auf solche Forderungen zu reagieren? Die in der Lage sind, solche Ansprüche zu erfüllen, weil sie — nun, um in einer verständlichen Terminologie zu sprechen: weil sie mehr mit dem Herzen als mit dem Kopfe leben!“

Ich antwortete nichts.

Und wieder beugte er sich vor und sah mich an. Seine Miene wurde ernst, beinahe vorwurfsvoll, er flocht seine schönen Hände mit einer Gebärde ineinander, die etwas Flehendes und Abwehrendes hatte.

Das gab mir die Sprache zurück. Ich fühlte, daß ich innerlich auftaute, wie von einem warmen Hauch angeweht. Und ich bat ihn, daß er doch nicht immer von Dingen reden möge, von denen ich unmöglich etwas verstehen könne. Und was ihn denn an diesem Oberlieutenant so lebhaft interessiere? Ob er mir nicht glaube, daß mir diese ausgepolsterte Uniform gleichgültig sei? Warum er nicht lieber von sich selbst erzähle, von dem Leben, das er führe, von der Welt, in der er sich bewege, die mir so fremd und unbegreiflich erscheine, wenn ich sie mit der meinen vergleiche —

„Was sollte ich davon erzählen?“ fragte er ablehnend. „Mein Leben ist höchst einförmig, Tag für

Tag dasselbe, in einer genauen Stundeneinteilung, die nicht unterbrochen werden darf."

„Aber in Ihrer freien Zeit —?"

„Freie Zeit habe ich nicht. Vormittags und nachmittags Klinik, dann die Arbeiten für meinen Chef, überdies die Privat-Patienten — ich muß gewöhnlich die Nacht für meine eigenen Arbeiten zu Hilfe nehmen —"

„Und in den Ferien? Die Ferien haben ja schon begonnen!"

„Die Ferien benütze ich, um Rückstände aufzuarbeiten."

„Gehen Sie nicht fort?"

„Wohin sollte ich gehen?"

„Nun — in eine Sommerfrische oder auf Reisen?"

Er machte eine Bewegung mit den Schultern, wie wenn er etwas Lästiges oder Unbehagliches von sich abschütteln wollte.

„Und Sie machen wirklich gar keine Pläne für Ihre Erholung?"

„Ich mache nie Pläne."

„Sie entschließen sich also immer erst im letzten Augenblick?"

„Ich entschließe mich gewöhnlich gar nicht. Findet sich jemand, der mich nicht ausläßt, so gehe ich vielleicht für ein bis zwei Wochen ins Gebirg'; vielleicht auch nicht."

„Aber Ihre Eltern? Was sagen Ihre Eltern dazu?"

„Meine Eltern sind tot."

„Und Ihre Geschwister? Haben Sie keinen Bruder? Keine Schwester?"

Sein Gesicht hatte sich plötzlich verändert. Der Schatten der Schwermut, der über seinen Augen lag, verdunkelte sich. Schweigend riß er einen Zweig von einer Hecke ab, zerpflückte ihn und warf ihn mit Heftigkeit weg.

Ich erkannte, daß ich eine Seite seines Lebens berührt hatte, die ihn aus irgend einem Grunde verstimmte; und ein Mitleid, das stärker war als jede andere Empfindung, überwältigte mich. Ich legte meine Hand auf seinen Arm.

Langsam wandte er sich nach mir um. Seine finsteren Augen hefteten sich auf mich mit jenem Ausdruck der Trauer, den ich schon einmal darin gesehen hatte.

Und ich wich diesem Blicke nicht mehr aus. O wenn es einen Weg giebt, der zu Dir führt, laß mich diesen Weg gehen! Zeige mir diesen Weg, ich will ihn gehen, und wenn ich alle Leiden der Welt auf mich nehmen müßte!

Er strich mit seiner Hand sanft über die meine. Es war wie eine Liebkosung; aber doch streifte er zugleich meine Hand von seinem Arme weg.

Leichte, tänzelnde Schritte knirschten auf dem Kies. Und die Stimme des Oberlieutenants sagte gedehnt:

„O pardon! Wenn ich gewußt hätte, daß ich störe —!“

Doktor Lamaris erwiderte seinen steifen Gruß ebenso steif; sie reichten sich nicht die Hände.

Herr von Zedlitz glühte noch von seinem letzten „rencontre“; er machte sich gleich daran, es mit aller Umständlichkeit zu erzählen. So oft er kam, hatte er ein „rencontre“ gehabt. Er konnte nicht unbehelligt den Fuß auf die Straße setzen; immer gab es in seiner Gegenwart Streitigkeiten, bei welchen er Partei ergreifen mußte; er krakehlte mit allen groben Hausmeistern, züchtigte alle unverschämten Komfortabelkutscher; und immer befand sich dabei eine bedrängte Unschuld, zu deren Ritter er sich aufwarf. Denn seine rencontres zeichneten sich dadurch aus, daß sie alle eine weibliche Heldin zum Mittelpunkt hatten, und daß sie durchaus nicht so blutrünstig waren, als man es von dem Eingreifen der bewaffneten Macht in den Lauf der Begebenheiten fürchten mußte. In der Regel gingen alle Beteiligten mit Segenswünschen für ihn

davon, indem sie seine Stärke, Geistesgegenwart und Gerechtigkeit priesen — wenigstens gab er seinen Erzählungen, was für aufregende Verwicklungen sie auch behandelten, gerne diesen versöhnlichen Abschluß. Er war zufrieden, wenn seine Zuhörer, nachdem sie für sein Leben gezittert hatten, zuletzt mit lautem Lachen seine Thaten quittierten.

Doktor Lamaris hörte ihm zu, ohne eine Miene zu verziehen. Er gab sich nicht die geringste Mühe, zu verbergen, wie langweilig ihm dieser Wortschwall war. Und doch hatte er gesagt, daß er sich freuen würde, denjenigen wiederzusehen, dessen Gegenwart ihm nun unverkennbar gleichgültig, ja sogar unangenehm war!

„Das ist sehr lustig,“ sagte ich zu Herrn von Zedlitz, als er mit seiner Erzählung fertig war und sich selbst mit einem Gelächter dafür belohnte, „das müssen Sie gleich dem Papa erzählen. Sie wissen ja, er freut sich immer so sehr über Ihre lustigen Geschichten. Haben Sie ihn schon begrüßt?“

„Noch nicht —“

„Dann gehen Sie doch gleich! Er wird gewiß für den ganzen Abend heiter sein, wenn Sie ihm das erzählen —“

„Befehlen Sie, daß ich gleich gehe?“

Ich zuckte die Achseln.

„Wenn Sie befehlen, daß ich gehe, so muß ich wohl. Oder wenn Sie es auch nur wünschen —?“

Er schien zu hoffen, daß ich nicht darauf bestehen würde.

„Ja, ich wünsche es," sagte ich.

Sein Gesicht verzog sich, er seufzte schmerzlich auf. Aber er ging dennoch nicht. Er knüpfte eilig ein Gespräch mit Doktor Lamaris an, ohne sich durch seine einsilbigen Antworten abschrecken zu lassen. Schließlich zog dieser es vor, ihm den Platz zu räumen, und empfahl sich.

Kaum war Doktor Lamaris fort, so begann er sich neuerdings zu entschuldigen, daß er gestört habe.

„Wie unglücklich bin ich, daß mich der Zufall in den Garten führte! Hätte ich geahnt —"

„Es war kein Zufall," unterbrach ich ihn zornig. „Sie haben es absichtlich gethan. Man kann leicht vom Eingang aus den ganzen Garten überblicken."

„Wenn ich geahnt hätte, daß Sie so böse darüber sein werden, hätte ich es gewiß nicht gethan. Aber Sie müssen mir doch verzeihen, Fräulein Gisa, daß ich nichts mehr überlegte, als ich Sie und diesen Doktor allein im Garten sah!"

„Warum überlegten Sie da nichts mehr?"

„Ich habe immer die Empfindung, als sollte ich Sie vor diesem Menschen beschützen!"

Ich sah ihn an wie jemanden, der den Verstand verloren hat.

„Sobald Sie mit diesem Menschen beisammen sind, geht eine solche Veränderung mit Ihnen vor, Fräulein Gisa! Sie sind nicht mehr Sie selbst. Sie werden sich selbst untreu, wenn ich so sagen darf. Sonst sind Sie so stolz und unnahbar — Sie fordern, daß man Ihnen mit Ehrfurcht und heiliger Scheu

begegnet, daß man in Ihrer Gegenwart ein Mensch wird, der sich zu höheren Regionen kann —"

„Was fällt Ihnen ein! Das fordere i und gar nicht."

„Aber Sie dürfen es fordern, Sie sollen dern! Sie sind dazu geboren, auf einem Pied stehen und Huldigungen entgegenzunehmen, di auf den Knien dargebracht werden —"

Er fuhr fort, in dieser überschwengliche von mir zu sprechen. Er vergaß, wovon er gangen war; seine eigenen Worte schienen ih rauschen und mit sich fortzureißen, und sein waren auf mich gerichtet, als lese er von mei sicht ab, was er sagen wollte.

Und doch machte er sich ein Bild von n mir vollständig unähnlich war; er schwärn einem Wesen, das er in mich hineinversetzte, o ich begreifen konnte, warum. Eine Gestalt oh geweide stellte er sich vor, die unberührt von meinen menschlichen Bedürfnissen und Regung die Erde schwebte, eine unnahbare, hoheitsvol Göttin, die in der streng abgewogenen Lin Statue „auf einem Piedestal" stand. Nichts v was er sagte, traf zu oder bewegte eine S meinem Innern; keines seiner Worte erweck nur jene flüchtige Erhöhung des Selbstbew welche die Schmeichelei selbst des gleichg Mannes bewirkt. Und obwohl ich den (empfing, daß er diese Huldigungen nicht

Routine eines gewohnheitsmäßigen Hofmachers, sondern mit dem Feuer der Überzeugung vorbrachte, blieb er mir so ferne und fremd wie immer.

„Sie leben in einer großen Täuschung,“ sagte ich endlich. „Ich bin in Wahrheit ganz anders, als Sie glauben —“

Aber was ich auch sagte, er war nicht davon abzubringen; er war durchdrungen davon, daß er mich besser kenne als ich mich selbst, daß er mich kenne bis auf den Grund. Meine Einwendungen nannte er „edle Bescheidenheit“; und je entschiedener ich mich wehrte, desto mehr schien ich unfreiwillig seine Meinung zu bestätigen.

Da wurde mir diese Verehrung, die mir bis dahin gleichgültig war, unbehaglich, als wollte er mich zwingen, fremde Kleider zu tragen. Ist es denn nicht unausstehlich, bewundert zu werden, weil man für etwas Anderes gehalten wird, als man ist? Und bewundert zu werden von jemandem, den man für zu gering hält, als daß er uns begreifen könnte? Um wie viel demütigender als die Mißbilligung eines geliebten Menschen ist doch das Lob eines Menschen, den man nicht hochschätzt!

Ich sagte Herrn von Zedlitz schließlich, daß ich es vorziehen würde, wenn er seinen Gedanken einen anderen Gegenstand gäbe, als diese Vorstellungen über mich, und daß ich sie ebenso unzutreffend als übelangebracht finde.

Aber er lächelte nur. Mit einem Ausdruck überlegener Gewißheit lächelte er und strahlend vor

Vergnügen, daß ich mich einmal länger mit ihm beschäftigte. Und mit Erstaunen merkte ich, daß er gerade in meiner Kälte und Gleichgültigkeit ihm gegenüber die Eigenschaften fand, die für ihn die anziehendsten waren, und daß er die Empfindungen, die er mir einflößte, als Äußerungen meiner wahren Natur auffaßte.

Seit Tante Ludmilla über einen blühenden Fliederzweig geweint hatte, dachte ich an sie. Oder vielleicht, seit ich wußte, daß sie eine Verwandte von Raimund Lamaris war —?

Früher hatte ich sie eher gemieden, sie war mir unangenehm gewesen. Ihre Erscheinung, dieser verschrumpfte und verwelkte Ueberrest aus einer Zeit, bevor ich auf der Welt war, rief eine dunkle Scheu in mir hervor; sie war zugleich wie das Gespenst der Zukunft, jener unfaßlichen, undenklich fernen Zukunft, in der man selbst alt, verschrumpft, verwelkt sein sollte. Und mit ihrem ängstlichen, unsicheren Benehmen, das um Entschuldigung zu bitten schien, daß sie überhaupt existierte, machte sie sich so überflüssig; jedermann im Hause schob sie bei Seite. Ihr ganzes Denken war stets damit beschäftigt, was die Leute sagen würden, obwohl doch niemand es der Mühe wert fand, etwas über sie zu sagen.

Ich kann mich mit Menschen, die stets nach dem Urteil der Leute schielen, nicht verständigen; je länger ich aber Tante Ludmilla in meinen Gedanken trug, desto wahrscheinlicher wurde es mir, daß sie unter

einer sehr uninteressanten Außenseite einen innerlichen Reichtum verbarg. Denn sie war ja mit Raimund Lamaris verwandt!

Sie kannte ihn als Kind, sie kannte seine Eltern, sie kannte sein früheres Leben, sein Leben als Mensch — sie mußte wissen, warum er so finster wurde, wenn man ihn nach Eltern und Geschwistern fragte.

Und ich wollte mich neben dieses ängstliche, zerknitterte alte Wesen setzen und ihre gelbe, vertrocknete Hand in die meine nehmen und zu ihr sagen: „Liebe, liebe Tante Ludmilla, haben Sie mich ein wenig lieb und erzählen Sie mir, warum Sie über einen blühenden Fliederzweig geweint haben.“ Und in der Stimmung dieser Erinnerung, mit Wärme und Rührung, sollte sie mir das mitteilen, was sie über das Leben des Mannes wußte, an den ich selbst nicht ohne Wärme und Rührung denken konnte.

Tante Ludmilla war nicht ins Salzkammergut mitgenommen worden, weil das zu teuer kam. Sie hauste allein in der großen, verödeten, finsteren Stadtwohnung, wo man den Himmel als einen schmalen Streifen über dem First der fünf Stock hohen Häuser erblickte, und auch nur, wenn man sich weit aus dem Fenster beugte.

Nach langem Läuten habe ich sie an die Thür genötigt. Sie fragt zuerst: wer ist da? Dann sieht sie durchs Guckloch, ob ich es wirklich sei, dann stößt sie einen nicht verständlichen Ausruf hervor und verschwindet wieder. Endlich rasselt die Sicherheitskette, ein Schlüssel wird zweimal im Schloß herumgedreht,

ein Riegel zurückgeschoben — und da steht sie nun, unruhig wie eine gescheuchte Henne, die nicht weiß, wohin sie entfliehen soll, überrascht, aber nicht erfreut. Sie will mich in ihr Zimmer führen, aber an der Thüre reißt sie mich zurück, weil ihr einfällt, daß das Bett noch nicht gemacht sei. So nötigt sie mich in den Salon, der mit den grauüberzogenen Möbeln, mit den verhängten Spiegeln und Bildern, mit dem eingewickelten Luster und den zugedeckten Tischen aussieht wie ein Aufenthalt für Gespenster. Dann läuft sie mit den Blumen, die ich ihr gebracht habe — es waren Nelken, der Flieder war längst verblüht — ratlos in alle Ecken und findet keine Vase, um sie ins Wasser zu stellen.

Und ich sitze in wortlosem Unbehagen, und die Brücke, die ich so gerne finden möchte, die ich in Gedanken schon gefunden hatte, ist wieder in die Kluft gefallen, die mich von diesem armseligen Schatten einer Persönlichkeit trennt. Angesteckt von ihrer Verlegenheit, frage ich stotternd nach ihrem Befinden; sie fängt an, mir ausführlich zu erzählen, wie sie lebt, ihr gegenstandsloses, leeres, überflüssiges Leben. Die Hausmeisterin bediene sie und hole ihr das Essen aus dem Gasthaus; täglich vormittags gehe sie in die stille Messe und Sonntag ins Hochamt; nachmittags setze sie sich in den Stadtpark und mache ihre Beobachtungen an den Vorübergehenden. Zu Bett legen könne sie sich erst um zehn Uhr, nachdem das Hausthor gesperrt sei; denn die Tochter der Hausmeisterin schlafe im Vorzimmer. Ganz allein in der Wohnung würde sie es

um keinen Preis aushalten aus Furcht vor Dieben und Einbrechern. Erst kürzlich habe wieder ein Fall in der Zeitung gestanden — schrecklich, wie die Schlechtigkeit in der Welt zunehme! Das habe es doch zu ihrer Zeit nicht gegeben!

Als dieser Gegenstand erschöpft war, und ich schweigend sitzen blieb, kam sie aus Höflichkeit auf das Gespräch, das alle Menschen aus Höflichkeit mit mir führten, auf das Befinden meines Vaters. Und damit waren wir ja auch bei Doktor Lamaris angelangt. Ich hatte alle Lust verloren, mit Tante Ludmilla von ihm zu reden; halb widerwillig fragte ich sie nach seinen Eltern und Geschwistern. Und eilig ergriff sie diesen Faden, um ihn als Besuchsgespräch weiterzuspinnen.

„Ach Gott, das ist eine recht traurige Geschichte! Die armen Kinder haben nichts Gutes in ihrer Jugend gehabt, und es ist nicht zu verwundern, daß so etwas einen ungünstigen Eindruck hinterläßt. Sein Vater, müssen Sie wissen — aber nicht wahr, Sie werden keine Erwähnung darüber machen? — sein Vater ist jahrelang wahnsinnig gewesen; und in dieser schrecklichen Umgebung mußten die Kinder aufwachsen. Die Frau konnte sich nämlich nicht entschließen, ihren Mann in eine Anstalt zu geben; sie hatte ihn aus Liebe geheiratet und wollte sich nicht von ihm trennen. Lieber zog sie sich ganz von ihren gesellschaftlichen Beziehungen zurück — denn ich bitte Sie, wer kann in einem Haus verkehren, wo man jeden Augenblick gefaßt sein muß, mit einem Irrsinnigen zusammenzutreffen? Sie hätte es schon der Kinder wegen nicht thun dürfen. Aber

sie war von jeher etwas exaltiert und machte gern alles anders, als es sich gehört. Vielleicht hat ihre Krankheit dazu beigetragen; sie war nämlich immer leidend und ist auch bald nach ihm gestorben, ich glaube an der Schwindsucht. Dann lebten die Geschwister zusammen, Raimund und seine Schwester —. Sie hingen sehr aneinander, diese Beiden, wie das häufig bei solchen frühverwaisten Geschwistern vorkommt. Nun können Sie sich denken, daß es ein harter Schlag für ihn war — aber ich bitte Sie um Alles in der Welt, erwähnen Sie nie etwas ihm gegenüber; ich möchte nicht, daß es heißt, ich mache Tratschereien. Man spricht schließlich nicht gerne davon, wenn so etwas in einer Familie erblich ist. Also, daß ich es sage: auch seine Schwester ist seit drei oder vier Jahren im Irrenhaus. Ach Du lieber Gott, was doch alles über einen Menschen kommen kann! Man muß Gott danken für das bißchen Gesundheit, das man hat! Und Ihr Herr Papa ist also noch immer an seinen Rollstuhl gefesselt? Da hat Ihre Frau Mama auch viel durchzumachen!"

Sie redete weiter, ängstlich bemüht, keine Pause eintreten zu lassen, weil sie das für einen Verstoß gehalten hätte. Und ich verabschiedete mich, ohne gesagt zu haben, warum ich gekommen war. Ich fühlte, ich würde sie nie um die Geschichte mit dem Fliederzweig fragen. Es war vielleicht der schönste Augenblick ihres Lebens, der einzige Augenblick des Glückes, der Erhebung über das Alltägliche — aber wenn sie ihn mit ihren gesitteten Bemerkungen

und spießbürgerlichen Wendungen erzählt hätte
er verdorben gewesen für immer. Sie hat
erzählt, als sie still über dem blühenden Zweig
Und kann man die höchsten Augenblicke des
anders mitteilen?

Eine neue Glorie umgab Raimund Lamaris, die Glorie des Leidens. Das Unglück hatte ihm die Weihe verliehen, der Schmerz hatte ihn mit seiner düsteren Schönheit gezeichnet. Es schien mir, als verstände ich jetzt an ihm, was mir früher dunkel geblieben war.

Diese Vergangenheit, die ich mir nach den Mitteilungen der Tante Ludmilla wieder herstellte, so wie ich sie begriff, erklärte ihn erst ganz. Mit ihm war das Leben verfahren, wie es mit denen verfährt, die es zur inneren Tapferkeit, zur inneren Größe erwählt. Über ein feindliches Geschick Herr zu werden, sich zu behaupten gegen die Macht der äußeren Umstände, sich unterthan machen alles Widrige und Leidvolle, als sei es nur eine notwendige Stufe, als gehöre es in den Plan, den wir erfüllen — ist das nicht die Krone? Das unüberwindliche Aufsichselbstberuhen solcher erwählter Menschen, er besaß es; seine Erscheinung trug den Stempel davon, es sprach aus den Bewegungen seiner Hände, aus der Linie seiner Schultern; es verriet sich in seiner stolzen Zurückhaltung, in seiner schweigsamen Unnahbarkeit.

Und neben ihm, im Schatten jener Vergangenheit voll Unglück und Schmerzen sah ich eine Gestalt von gleicher Hoheit und gleichem Adel, die Gestalt seiner Mutter. Er war der Sohn einer jener Frauen, die wissen, was die große Liebe ist; er war hervorgegangen aus der großen Liebe, er hatte Alles mitbekommen, was die große Liebe verleiht! Ich dachte mit Entzücken an diese Frau voll Heroismus, die dem schrecklichsten Tode, dem Tode der Persönlichkeit, mit ihrer Liebe getrotzt hatte, die den geliebten Mann noch in seinem Wahnsinn höher gestellt hatte als die Gemeinsamkeit mit denen, die in ihrer erbärmlichen Behaglichkeit nicht gestört sein wollen durch den Anblick des Leidens. Von dieser Frau ging etwas aus, das mich mit meinem eigenen Schicksal versöhnte, etwas, das Wärme gab, jene Wärme, die dem Leiden seine Schärfe nimmt, etwas, das Mut einflößte, jenen Mut, für den das Leben wie der Tod seine Schrecken verloren hat.

Und in dem Gedanken an diese Frau erreichte meine Liebe für Raimund Lamaris ihre reinste Höhe. Durch das Leiden verklärt, stand seine Gestalt vor mir in dem lauteren Feuer einer Zärtlichkeit, die stark genug war, alle Schranken zu überfliegen. Es schien mir, als könnte ich vor ihn hintreten, ihm in die Augen sehen und Worte finden für das, was sein Eigen war an mir. Es schien mir, als wäre der Bann aufgehoben, der mich in seiner Gegenwart zu Verwirrung und Unsicherheit verdammte. Es schien mir, daß ich die Freiheit gewonnen hätte, ihm zu sagen:

„Ich denke immer an Dich, ich bin erfüllt von Dir, Du bist der Genosse meiner Seele, Dein Leben ist mein Leben geworden. Ich weiß, was Du gelitten hast, ich kenne Dein Leben und das Leben der Deinen, und ich möchte es mit Dir teilen, teilen vor allem Deine Leiden und Entbehrungen, Deinen Kummer und Deine Gefahren."

Ja, es schien mir, daß ich das sagen könnte. Warum sollte ich ihm verbergen, welchen Eindruck er in mir hervorgerufen hatte? War es nicht sein Recht, die Wirkung seiner Persönlichkeit zurück zu empfangen? Solche Wirkungen auszuüben, in einem zweiten Wesen mit seiner ganzen Persönlichkeit aufzuerstehen, sein eigenes Bild lebendig wiedergespiegelt zu finden — war das nicht Glück, das Glück, nach dem die Seele ewig dürstet, das Glück, geliebt zu werden?

Dieses unermeßliche Geschenk, ich konnte es ihm geben; ich konnte in die dunkle Einförmigkeit seiner Existenz, die nur von dem matten Schein der Pflichterfüllung und dem kalten Lichte der Arbeit erhellt war, diese strahlende, warme Flamme bringen!

Und ein freudiges Selbstgefühl erfüllte mich bei der Vorstellung, daß ich ihm etwas zu geben hatte, daß ich so reich war, daß ich fähig war, ihn so zu lieben. Welche Wonne, welche Erhöhung! In dieser schwelgerischen Fülle der Empfindung konnte der Zweifel nicht auftauchen, ob auch er das Gleiche für mich empfinde. Es war das Selbstverständliche, das an sich Gewisse. Es war etwas, wonach ich nicht fragte. Und noch weniger fragte ich, wohin dies

führen sollte. Alles, was eine Störung in diesem innerlichen Liebesfest bedeutete, verschwand tief unter mir, und damit auch die Form, in welche das bürgerliche Leben die Liebe gefesselt hat.

Ich glaubte, daß ich einen ganz anderen Weg eingeschlagen hätte, einen Weg aufwärts in freie Höhen, wo nur er und ich waren, in der seligen Einsamkeit, die sich die Liebe schafft. Einen Weg in die Sphäre des Paradieses, wo Adam und Eva wandeln, unschuldig wie am ersten Tag.

Noch ehe ich Raimund Lamaris wiedersah, wurde ich unsanft aus dieser Sphäre des Empfindens gerissen.

Tags darauf erschien Oberlieutenant von Zedlitz. Ich saß abseits an einem Tische im Garten und las; er kam alsbald herbei und bat um die Erlaubnis, mir ein wenig Gesellschaft zu leisten. Während des Gespräches schlug er sich alle Augenblicke vergnügt auf den Schenkel, daß es klatschte.

Ich habe es nicht gern, wenn jemand sich auf den Schenkel schlägt, daß es klatscht. Und da Herr von Zedlitz schon oft von mir Anweisungen gewünscht hatte, was er thun müßte, um mir weniger zu mißfallen, bezwang ich mich nicht lange und sagte es ihm. Er war so bestürzt darüber, daß er mir fast leid that.

„Gewiß haben Sie wieder etwas Lustiges erlebt," sagte ich, um ihm über seine Bestürzung hinwegzuhelfen. „Erzählen Sie es mir, wollen Sie nicht?"

Er sah mich mit einem dankbaren Blick an.

„Ihnen entgeht eben nichts! Ich habe in der That etwas erlebt, was mir Vergnügen macht. Ist es nicht etwas Angenehmes, wenn es sich bestätigt, daß man ein Menschenkenner ist? Und ich wollte es

Ihnen auch erzählen — deshalb gerade war es besonders angenehm für mich. Aber jetzt fehlt mir doch der Mut dazu — denn ich weiß, Ihnen, Fräulein Gisa, wird es nicht angenehm sein!"

„Dann erzählen Sie es lieber nicht! Ich bin nicht erpicht darauf, unangenehme Dinge zu erfahren."

Trotz seiner Versicherung schien er nicht gesonnen, es dabei bewenden zu lassen. Nach einem kurzen Zögern setzte er fort:

„Auch dann nicht, wenn die Sache — Doktor Lamaris betrifft?"

„Auch dann nicht," sagte ich kalt, obwohl es mich plötzlich heiß überlief. „Sie wissen, daß ich über Doktor Lamaris mit Ihnen nicht spreche."

Er verfiel gleich wieder in Heftigkeit.

„Natürlich!" rief er höhnisch. „Ich bin ja nicht wert, in derselben Luft mit diesem Halbgott zu atmen! Er ist ja ein Mensch aus einem anderen Stoff, mit dem wir übrigen gemeinen Sterblichen uns nicht vergleichen können! Er lebt ja wie ein Trappist in seiner Zelle und arbeitet Tag und Nacht, während nur wir übrigen gemeinen Sterblichen uns den irdischen Freuden ergeben! Nicht wahr, Fräulein Gisa?"

„Ja, er ist ein Mensch aus einem anderen Stoff!" versetzte ich, durch seine Heftigkeit herausgefordert. „Ja, er ist nicht wie andere gemeine Sterbliche, Sie haben vollkommen recht!"

„Aber was meinen Sie eigentlich damit, daß er aus einem anderen Stoff ist? Sagen Sie mir das, ich bitte! Ich finde nämlich keinen besonderen Unterschied zwischen ihm und anderen gemeinen Sterblichen,

wie zum Beispiel ich — außer daß ich ehrlich und offen bin, daß ich mich so gebe, wie ich bin, ohne mich zu verstellen und besser zu machen; er aber gehört zu jenen Duckmäusern, die im Stillen ihren Vergnügungen nachgehen, während sie sich öffentlich mit ihren Leistungen und mit ihrer Überbürdung wichtig machen — namentlich vor denjenigen Damen, welchen das imponiert —“

„Schweigen Sie!“ sagte ich mit Verachtung und setzte mich an den Tisch der Eltern, um dieses unerträgliche Gespräch abzuschneiden.

Aber kaum versuchte ich, mich zu entfernen, so war er schon wieder neben mir. Er entschuldigte sich demütig, daß seine Zunge mit ihm durchgegangen sei; er habe wirklich den Vorsatz gehabt, alle Ausfälle zu vermeiden. Nur sei es eben schwer, bei einer ungerechtfertigten Zurücksetzung ruhiges Blut zu bewahren. Ob ich denn glaube, daß er ohne Grund spreche? Er werde doch nicht die Ungeschicklichkeit begehen, jemanden, auf den ich so große Stücke hielte, ohne Grund anzugreifen —

Er hasse ihn; das sei Grund genug dazu —

Ja, er hasse ihn allerdings —

Wie undankbar! Doktor Lamaris rede immer in der wohlwollendsten Weise von ihm —

Das sei nur ein Beweis mehr für die Verschrobenheit dieses Menschen; wenn er natürliche Empfindungen hätte, müßte er ihn gleichfalls hassen —

Er halte also den Haß für den einzigen natürlichen Zustand der Menschen?

Gewiß nicht; denn er hasse Doktor Lamaris nı meinetwegen. Sonst wäre er ihm auf Ehre höch gleichgültig.

„Dann überlassen Sie es also mir, meine eigeı Meinung über ihn zu haben.“

„Fräulein Gisa, ich kann nicht ruhig zusehen, w er sich vor Ihnen verstellt, um Ihnen die Meinuı beizubringen, daß er ‚ein Mensch aus einem andeı Stoff‘ ist —“

„Aber woher wissen Sie denn, daß er sich ve stellt?“

„Na, die interessante Miene, die er hier aufset behält er durchaus nicht in jeder Gesellschaft. J habe es mit meinen eigenen Augen gesehen, daß sich ganz wie andere gemeine Sterbliche benimm wenn er — in Gesellschaft anderer Damen ist.“

Was für ein Stich war das in meinem Herzen So muß es sein, wenn man die kalte Schneide ein Messers zwischen den Rippen fühlt.

Mit erheuchelter Gleichgültigkeit sagte ich: „Dc mag ja sein. Warum sollte er in Gesellschaft anderı Damen —“

„Oder vielmehr: in Gesellschaft einer andere Dame —“ verbesserte Herr von Zedlitz. Dabei ve breitete sich ein Grinsen über sein Gesicht, das mi noch mehr aus der Fassung brachte.

„Wo?“ fragte ich mühsam.

„In — in einem Gartenlokal.“

„Wann?“

„Gestern abends — das heißt, eher schon heute früh.“

„Zufällig?“

„Ja und nein, wie man's nimmt. Ich gesteh' es: Ich hatte mich ein wenig nach diesem und jenem erkundigt, nach seinen Gewohnheiten, Beziehungen und so weiter — das Alles ist ja leicht zu erfahren. Denn von allem Anfang an ließ ich mich durch seine Wichtigthuerei nicht verblüffen. Mensch ist Mensch! Es arbeitet sich keiner zu Tode, das wird mir niemand weismachen. Als ob etwas Unrechtes dabei wäre, wenn man sich unterhält, als ob man da etwas verheimlichen müßte, als ob man da etwas nicht eingestehen dürfte! Mit einem Wort, ich kann diese Musterknaben nicht ausstehen, die sich vor den jungen Damen mit ihrer kolossalen Bravheit aufspielen, um eine Prämie für Fleiß und gute Sitten zu ergattern. Diese Sorte kenn' ich schon von früher her —“

Seine Worte liefen wie klebrige Insekten über die Gestalt Raimund Lamaris' und ließen eine widerwärtige Spur zurück, wohin sie kamen.

Und plötzlich erlosch wieder die Illusion: ich empfand, daß Raimund Lamaris für mich ein fremder Mann war, daß ich ihn nicht kannte, daß er ein Leben führte, in das ich nicht hineinblickte, ein Leben in unzugänglicher, unverständlicher, unerreichbarer Ferne. Und ein grimmiger Schmerz packte mich, als wollte eine gewaltthätige Faust ein Stück von meinem Herzen reißen, aus meinem Herzen dieses Bild reißen, das mit mir verwachsen war, wie ein Teil von meinem

Selbst. Es wurde schwarz vor meinen Augen, als ob ein Sturmwind ungeheure Wolken über den Himmel heraufgejagt hätte.

Aber gleich darauf wurde es wieder hell; ich besann mich. Was war denn geschehen? Hatte ich denn jemals gedacht, daß Raimund Lamaris in der That wie ein Trappist in seiner Zelle sitze, ausgeschlossen von dem Umgang mit der übrigen Welt? Warum sollte er sich nicht unterhalten wie andere Menschen? Was hatte er denn je verheimlicht? Worin hatte er sich je verstellt? War er nicht so verschlossen und zurückhaltend, daß er auf sich selbst nur höchst selten zu sprechen kam, nur wider seinen Willen, nur, wenn man ihn dazu nötigte —?

Die ganze Nacht dachte ich darüber nach. Ich schlief nicht, ich war voll Unruhe und Pein. Etwas in mir flackerte wie ein Licht, das im Zugwind steht. Und in dieser flackernden Beleuchtung wechselte Raimund Lamaris fortwährend das Aussehen; so oft ich ihn betrachten wollte, verdunkelte sich seine Erscheinung, so oft ich ihn fassen wollte, glitt sie zurück und zerfloß. In das Element, in dem sie klar und rein geleuchtet hatte, war ein fremder Tropfen gefallen und hatte einen trüben Niederschlag erzeugt.

Ich stehe auf und setze mich ans offene Fenster. Auf der staubigen Straße liegt der gelbe Schein der Gaslaternen; der Himmel ist einförmig schwarz, gegen Süden schwach gerötet vom beleuchteten Dunste der Stadt. Es ist zwölf Uhr; die Schläge einer fernen

Kirchenuhr, die man bei Tage nicht hört, dringen durch die Nacht. Alles schläft, Alles ist totenstill. Aber dort in jenem roten Dunste herrscht noch das wache Leben, das Leben der Stadt. Vor den Kaffeehäusern sitzen späte Gäste und genießen den Luftzug, der vorüber streicht; die dürftigen Gärten der Gasthäuser sind voll von Menschen, die sich nicht entschließen können, nach Hause zu gehen, in die erstickenden Schlafzimmer, deren geöffnete Fenster nur den heißen Atem des Pflasters einsaugen. Irgendwo in einem solchen Garten aber sitzt Raimund Lamaris, und neben ihm die Unbekannte, mit der er spricht und lacht „wie andere gemeine Sterbliche.“ Bei dieser Vorstellung überkommt mich die Neigung, alle die geschlossenen Thüren hurtig zu öffnen und fortzulaufen über die totenstille Straße. Und eine Empfindung gegen die Unbekannte regt sich in mir, eine Empfindung, die die Seele aufstachelt wie Neid, die das Blut durch die Adern treibt wie Zorn, die sich ins Herz bohrt wie ein brennender Groll. Bin ich eifersüchtig auf die Unbekannte?

Ich führte keine heimlichen Zwiegespräche mehr mit Raimund Lamaris. Sie waren mir verleidet durch die Unbekannte. Die Unbekannte verfolgte mich Tag und Nacht; sie drängte sich zwischen mich und ihn, so oft ich an ihn dachte. Wie sah sie aus? Wer war sie? Welchen Raum nahm sie in seinem Leben ein? Wieviel von seinem Herzen besaß sie? War sie es, die ihn so zurückhaltend gegen mich machte? Was stellte sie an, daß dieser ernste, unzugängliche Mann in ihrer Gesellschaft lachte und sich unterhielt „wie andere gemeine Sterbliche" —?

Ich konnte nicht im Zweifel darüber sein, welche Bewandtnis es mit ihren Beziehungen zu ihm hatte; das Gesicht und der Ton, mit dem Herr von Zedlitz von ihr erzählt hatte, sagten mir genug.

Und mein Inneres entzweite sich. Es gab eine Schichte, in welcher die vernünftigen Erwägungen herrschten, jene vernünftigen Erwägungen, mittels derer man sich mit der Welt, mit dem Leben, mit der Wirklichkeit ins Einvernehmen zu setzen trachtet; und es gab eine Schichte, in welcher eine Raserei der Auflehnung herrschte, eine blinde Leidenschaft, die keine

Vernunft anerkannte, die nur sich selbst durchsetzen wollte, die sich wild und ungebändigt gegen alles Fremde und Feindliche aufbäumte. Nein, Raimund Lamaris sollte mir allein gehören, mir allein, von seinem ersten Atemzug bis zu seinem letzten! Seine Seele sollte wie eine marmorne Tafel sein, auf der mein Name geschrieben stand, mein Name als ein Schicksalswort, das über Leben und Tod gebietet! Ich allein sollte in seiner Seele leben wie in der Seele des Gläubigen Gott lebt, der keine Götzenbilder neben sich duldet! Ich allein sollte das Weib für ihn sein, das eine und einzige, das vorherbestimmte, das ihm vermählt war von Ewigkeit, das Weib der mystischen Einheit, in welche die Seelen der Liebenden auf einem anderen Sterne verschmelzen!

Der Gedanke, daß es im Leben desjenigen, den ich liebte, ein fremdes Weib gab, welches mehr von ihm besaß als ich, verursachte mir einen irrsinnigen Schmerz. Das fremde Weib schien ihn mir zu entreißen für alle Zeit; das Weib, das gewöhnlich war, oder niedrig, oder dumm, oder kalt, oder berechnend, oder auch nur irgendwie anders als ich, ließ eine fremde Spur in seiner Seele zurück, einen fremden Eindruck, der nie mehr ausgelöscht, eine fremde Stelle, die nie mehr mein eigen werden konnte.

Und noch etwas Anderes trat jetzt aus dem Dunkel meiner Empfindung hervor; ich erkannte es und erschrak. Raimund Lamaris war nicht länger eine Seele, die ich liebte, Raimund Lamaris war ein Mann, den ich begehrte.

Ich weinte Thränen der Scham und Verzweiflung darüber. Wie? Und ich hatte in einem Augenblick der Erhöhung geglaubt, daß ich ihm sagen könnte, was ich für ihn empfand? Mit Schaudern dachte ich jetzt an diesen Augenblick zurück, an die Möglichkeit, daß ich wirklich alle Schranken durchbrochen, daß ich wirklich meine Seele in der Nacktheit ihrer Liebe hingegeben hätte.

Und wieder empfand ich nur das Bedürfnis, mich zu verbergen und zu verhüllen. Die Erkenntnis stellte sich zwischen mich und Raimund Lamaris und stieß mich zurück in jene Sphäre, wo es Bedenken und Verbote giebt, Fehltritte und Sünden, Mißtrauen und Eifersucht.

Jetzt schien es mir tödlich beschämend, einem Mann die Gefühle zu zeigen, die er einflößt. Jetzt brannte die Frage nach Erwiderung wie eine Wunde in der Seele. Der Stolz richtete sich auf und wurde mächtiger als die Liebe. Ich bewies mir, daß alle Aufmerksamkeit, die Raimund Lamaris mir gewidmet hatte, nichts als das Interesse war, das ein Mann von seinem Wissen und seiner Bildung für eine Person hegt, deren Neigungen und Anschauungen von dem Durchschnittlichen abweichen. Ich erkannte es aus hundert Anzeichen. Es war ein Naturforscher-Interesse, ein Vivisektoren-Interesse. Darum hatte er seine Besuche über die notwendige Zeit ausgedehnt, darum war er mit mir allein im Garten auf- und abgegangen. Er hatte über mich gestaunt, gelächelt, den Kopf geschüttelt. Nur die Verblendung, die er in mir hervorrief, ohne es zu wollen und zu wissen, konnte sein Benehmen anders deuten!

Ich stellte diese Auffassung mit selbstquälerischer Härte zwischen ihn und mich. Es gab nichts, als ihn zu meiden, ihn nicht mehr zu sehen, seine Stimme

nicht mehr zu hören, diese lockende, schmeichelnde, biegsame Stimme, die immer wieder zu so thörichten Auslegungen verführte!

Eine Woche lang blieb ich standhaft. Ich ging zur Zeit seiner Visite fort, weit fort durch die Weinberge bis in den Wald. Ich machte mich todmüde, so müde, daß alle Gedanken von selbst abstarben vor gänzlicher Erschöpfung.

Dann schlug meine Stimmung um; und ich bewies mir ebenso aus hundert Anzeichen, daß er nicht kalt und nicht gleichgültig gegen mich gewesen sei. Ich dachte an seinen schwermütigen Blick, den ich so oft auf mich gerichtet fühlte, wenn ich mit etwas Anderem beschäftigt war, und den er schweigend abwandte, sobald ich aufsah. Ich vergegenwärtigte mir alle die ungreifbaren, undefinierbaren Nüancen seines Benehmens, in denen eine verborgene Hinneigung mit einem verborgenen Widerstand zu kämpfen schien.

Dieser Widerstand allein war eine Erwiderung! Ein unbegreiflicher Zauber lag in diesem Widerstand, der wie ein geheimnisvoller Schleier sein Inneres verhüllte. Ich fühlte mich unwiderstehlich davon angezogen, aus mir herausgelockt mit unwiderstehlicher Gewalt.

Aber war es nicht eine bloße Einbildung, mit der ich mich tröstete? Wenn ich mich täuschte? Ach, ich war irre geworden an ihm, dem zu glauben das tiefste Bedürfnis meines Herzens war!

Und was hatte mich irre gemacht? Ein täppisches Geschwätz, eine Mitteilung, die ich hingenommen hatte,

ohne sie zu prüfen. Konnte ich nicht mit meinen eigenen Augen sehen? Konnte ich nicht selbst urteilen? Konnte ich nicht Raimund Lamaris, den ich immer nur von der einen Seite sah, auch von der anderen Seite kennen lernen? Wenn Raimund Lamaris, der Arzt, und Raimund Lamaris, der Mensch, zwei so verschiedene Personen waren, konnte ich ihn nicht in jener Umgebung aufsuchen, wo er sich nach seinem wirklichen Wesen zeigte?

„Sie haben mir einmal gesagt, daß Sie mir gerne einen Dienst erweisen möchten, Herr Oberlieutenant —"

„Gerne? Ich wäre überglücklich, ich würde es als eine unschätzbare Gnade betrachten! Befehlen Sie über mich wie über einen Leibeigenen!"

„Wenn Sie gleich so überschwängliche Ausdrücke gebrauchen, glaub' ich Ihnen nicht. Verzeihen Sie, aber sie kommen mir wie bloße Phrasen vor!"

„Also, was soll ich thun, um Ihnen zu beweisen, daß diese überschwänglichen Ausdrücke mir von Herzen kommen? Stellen Sie mich auf die Probe! Fordern Sie von mir, was Sie wollen!"

„Alles?"

„Alles!"

„Sie versprechen es bedingungslos?"

„Bedingungslos!"

Er sah mich mit festlicher Erwartung an — ungefähr wie ein Jagdhund, der glaubt, daß sein Herr sich zur Jagd rüstet.

„Gut denn: begleiten Sie mich heute abends in jenes Gartenlokal, wo Sie unlängst Doktor Lamaris getroffen haben."

Er fuhr zurück, als hätte ich ihm einen Peitschenhieb versetzt. Sein rotes Gesicht wurde noch röter, er stotterte:

„Oh — aber — wie könnte ich? Das ist unmöglich, Fräulein Gisa!“

„Warum?“

„Weil — weil — Sie meinen, daß ich Sie und Ihre Frau Mama dorthin begleiten sollte?“

„Nein, ich meine mich allein. Wenn ich mit meiner Mutter gehen wollte, würde ich Ihre Begleitung nicht brauchen.“

„Aber Fräulein Gisa, bedenken Sie doch: wie dürfte ich allein mit einer jungen Dame an einem öffentlichen Orte — nein, es ist wirklich unmöglich!“

„Nun, was das betrifft: als ich Sie kennen lernte, gingen Sie ja auch allein mit einer jungen Dame — mit meiner Freundin Nelly, wenn Sie sich noch erinnern.“

„Das war etwas Anderes! Und überdies war auch Fräulein Nelly ein anderes Mädchen. Fräulein Nelly ist wie die gewöhnlichen Mädchen, denen gegenüber man sich allerhand erlauben kann. Sie dürfen sich mit ihr nicht vergleichen!“

„Gesellschaftlich betrachtet sind wir ganz gleich. Aber Sie suchen Ausflüchte, ich seh' es —“

Er rang die Hände. „Verlangen Sie von mir, was Sie wollen, Fräulein Gisa, nur das nicht!“

„Schon gut! Ich weiß jetzt, was ich von Ihren Beteuerungen zu halten habe.“

„Gott, Gott! Sie sind grausam, Fräulein Gisa!

Sie wissen nicht, was Sie von mir verlangen! Nie könnte ich das verantworten, was Sie verlangen!"

„Die Verantwortung übernehme ich —"

„Das ist unmöglich. Die Verantwortung würde doch immer mich treffen. Nein, Sie wissen nicht, was Sie verlangen, Fräulein Gisa, Sie würden mir sonst gewiß nicht etwas Unehrenhaftes zumuten —"

„Etwas Unehrenhaftes? Ich verstehe Sie nicht, Herr Oberlieutenant!"

„Ja, es wäre unehrenhaft von mir, wenn ich Sie dorthin begleitete —"

„Warum?"

„Weil — weil — es fällt mir schwer, das vor Ihnen auszusprechen. Ich schwöre Ihnen, Sie verlangen etwas Unmögliches — genügt Ihnen das nicht, Fräulein Gisa?"

„Nein. Ich will wissen, warum."

„Nun dann, Gott verzeih mir — weil es ein Lokal ist, das anständige Damen nicht besuchen können."

Ich hatte nichts erreicht, als daß er mich von nun an mit tollen Anträgen bestürmte, um mir dennoch seine Ergebenheit zu beweisen.

Er konnte sich nicht darüber trösten, daß er mir den einzigen Wunsch, den ich an ihn richtete, abschlagen mußte; unablässig sprach er von den unerhörten Thaten, durch welche er dieses Zeichen der Huld zu erwidern gedachte, und hielt sich durch Beteuerungen für die Unmöglichkeit schadlos, mir den geringsten Dienst zu leisten.

Es entging ihm nicht, daß ich verstimmt war; aber er war weit entfernt, die wahre Ursache dieser

Verstimmung zu begreifen — zu begreifen, daß er, indem er Raimund Lamaris treffen wollte, mich selbst ins Herz getroffen hatte.

„Ich bin zu Allem bereit, zu Allem!“ beteuerte er, so oft er kam. „Was soll ich thun? Befehlen Sie über mich, ich bitte Sie fußfällig! Giebt es denn sonst nichts, was Sie von mir fordern könnten?“

„Nein, nichts!“

„Fordern Sie, was Sie wollen, mein Leben, mein Blut, es gehört Ihnen. Sprechen Sie ein Wort, und ich schlage mich mit demjenigen, der diese Wolke auf Ihrer Stirne verschuldet hat —“

„Ich danke Ihnen, niemand hat sie verschuldet. Wenn ich verstimmt bin, ist es nur meine Schuld.“

„Aber warum sind Sie verstimmt? Was ist geschehen? Gönnen Sie mir doch ein wenig Ihr Vertrauen! Sie wissen nicht, wie glücklich Sie mich machen würden, wenn Sie nur ein wenig, nur ein ganz klein wenig Vertrauen zu mir hätten —“

Auf dem Wege dieser Beteuerungen gelangte er schließlich dahin, mir eine Liebeserklärung zu machen.

Ich unterbrach ihn nicht; ich hörte zu, als ob es nicht mich anginge. Und ging es denn im Grunde mich an?

Er gebe sich keiner Täuschung darüber hin, sagte er, daß er mir gleichgültig sei; er wolle nur die Erlaubnis haben, „meiner würdig“ zu werden, nur die Aussicht, daß ich ihn auch künftig in meiner Nähe dulden werde, nur die Möglichkeit, mir seine unwandelbare Treue täglich neu versichern zu dürfen,

mir beweisen zu dürfen, daß das, was er fühle, die wahre und ewige Liebe sei.

Er bat und bettelte; er flehte und schmeichelte in den beweglichsten Wendungen.

Der Glückliche! Er besaß den Mut, seinen Empfindungen Ausdruck zu geben, ohne sich vor einer Zurückweisung zu fürchten! Er besaß die Freiheit, seinen Empfindungen Luft zu machen, statt an ihnen ohnmächtig zu ersticken! Er erleichterte sein Herz, indem er seine Hoffnungen, seine Qualen, sein Entzücken, seine Ungeduld, seine Angst, den ganzen glühenden Aufruhr, den die Liebe stiftet, in Worten entlud. Ich bedauerte beinahe, daß er damit so gar keinen Eindruck bei mir hervorbrachte; aber nicht um seinetwillen bedauerte ich es. In einer Art Sinnesverwirrung versetzte ich mich an seine Stelle und fühlte ein Mitleid mit ihm, das ich doch nur mit mir selbst fühlte.

„Und wenn ich sieben Jahre dienen müßte wie der Mann in der biblischen Geschichte — ich werde nicht weichen und wanken! Lassen Sie mir nur die Hoffnung, daß Sie mich nicht aus Ihrer Nähe verbannen, und ich will mich damit zufrieden geben."

Unfähig, das harte Wort auszusprechen, das ich ihm in einer anderen Stimmung nicht erspart hätte, zog ich die Situation ins Scherzhafte und sagte:

„Sieben Jahre sind eine lange Zeit! Bis dahin wollen wir diesen Gegenstand auf sich beruhen lassen."

So kam es, daß er immerhin eine gewisse

Berechtigung hatte, ein halbes Jahr später, als er des biblischen Wartens überdrüssig geworden war, mir vorzuwerfen, ich hätte mich als eine „kalte, herzlose Kokette“ gegen ihn benommen und ihn zum Spielzeug meiner Launen gemacht.

In demselben Grade, als ich mich vor Raimund Lamaris verschloß, wurde auch er wieder verschlossen und unzugänglich gegen mich. Er kürzte seine Besuche ab, er ging nicht mehr im Garten spazieren. Wir wechselten wie zu Anfang einige höfliche, nichtssagende Worte, wenn er eintrat und wenn er sich verabschiedete. Wenn mein Vater ihn einlud, noch zu bleiben wie sonst, entschuldigte er sich mit dringenden Arbeiten, die er zu vollenden habe.

Diese Entfremdung, die ich doch selbst herbeigeführt hatte, machte mich tief elend. Es schmerzte mich tödlich, daß er nicht fragte, was ich gegen ihn auf dem Herzen habe. Und er mußte doch bemerken, daß ich ihm gegenüber verändert war! Ich wartete, daß er nach dem Grunde fragen, daß er mir die Hand zur Umkehr bieten würde, ich wartete mit atemloser Ungeduld, mit verzehrender Angst; aber er bot mir die Hand nicht, er blieb in seiner undurchdringlichen Zurückhaltung.

Alle im Hause bemerkten, was er nicht bemerken wollte. Meine Mutter verzweifelte über mein schlechtes Aussehen; und sie erging sich in bösen Worten über Doktor Lamaris, dem wir es zu danken hatten, daß

wir um unsere Erholung gekommen seien. Max trug mir an, mich auf seine Ferienreise mitzunehmen: aber ich lehnte es mit Unfreundlichkeit ab, unglücklich über die bloße Möglichkeit, daß ich mich aus der Nähe desjenigen entfernen sollte, der jetzt der Mittelpunkt meiner Leiden war, wie früher der Mittelpunkt meiner Freuden.

Ununterbrochen dachte ich darüber nach, wie ich die Fremdheit zwischen uns besiegen, wie ich ihm nahe kommen könnte trotz seines Widerstrebens. Er hatte mir einmal geraten, ich sollte mehr in der Realität leben. Damals waren mir diese Worte nicht verständlich gewesen; ich wußte nicht, was ich damit anfangen sollte. Jetzt bekamen diese Worte einen Sinn. Sie wiesen in die Welt, in die er lebte. Aber was sollte ich thun, um in die Realität zu gelangen? Welchen Weg hatte ich zu ihr?

Und von dieser Vorstellung getrieben, irrte ich an manchem Augustabend planlos in der Gegend umher, die Raimund Lamaris bewohnte.

Früher liebte ich die Stadt nicht; ich vermied sie, wenn ich allein spazieren ging. Jetzt war die Stadt das Ziel meiner Hoffnung, als sei dort in diesem Strudel von Menschen, der sich unaufhörlich durch die endlosen Gassen wälzt wie das Blut in den Adern eines Ungeheuers, das Leben gegenwärtiger als in dem abseits gelegenen Winkel, wo ich zu Hause war — als sei dort die Realität, in die ich mich hineinstürzen wollte, um den wirklichen Raimund Lamaris zu finden.

Ich komme durch unbekannte Gebiete, die für mich wie eine fremde Stadt sind, wo man niemanden kennt und herumgeht als müßiger Fremdling unter lauter Beschäftigten und Einheimischen.

Was für Häuserzeilen ohne Ende! Sie starren mit geschlossenen Fenstern vor sich hin in der Verlassenheit, die der Sommer bringt. Fenster an Fenster! Und dahinter sich abspielend die Schicksale der Unbekannten, der Unzähligen, die dort geboren werden, die dort sterben — gestern, heute, morgen, Generation an Generation in alle Ewigkeit. Eine seltsame Melancholie geht von diesen fremden Häusern aus; sie sind wie stumme Zuschauer in einem Stück ohne Anfang und Ende, in einer Pantomime voll leidenschaftlicher Gebärden, deren Sinn nicht verständlich wird.

Und immer andere Gassen, bergauf, bergab. Jede hat ihre eigene Physiognomie. Da sind finstere, nüchterne Gassen mit neugebauten Häusern, deren kalte Überladenheit abstoßend ist wie das Benehmen eines Parvenüs; und heitere, gutmütige Gassen, mit naiven Häusern im Stil der Großväter; einförmig gerade Gassen, die ihre langweilige Linie einhalten wie pedantische Beamte; gebogene Gassen mit zwanglosen Launen und Wendungen, die das Liebenswürdige der künstlerischen Naturen haben; lärmende Hauptstraßen, dröhnend von Menschen, von Wagen und Pferden, aufgeputzt mit eleganten Läden, vor denen elektrische Lampen hängen; und daneben in sich versunkene Seitengassen, wo die Zeit seit einem halben

Jahrhundert stille gestanden ist, wo altmodische Schaukästen vor den Eingangsthüren stehen, voll von ärmlichen Gerätschaften, von bemalten Pfeifenköpfen aus Porzellan zwischen verblichenen gelben Paketen mit Apollokerzen, gläsernen Büchsen mit Rocksdrops und Kaffeeschalen mit Sinnsprüchen darauf; wo es Trödelbuden giebt mit ausgehängten blauen Unterhosen und ungewichsten Stiefeln, auf denen noch der Staub der vorigen Woche liegt.

Wie ein Fieberkranker, der zu warm zugedeckt ist, erstickt die ganze Stadt in einem glühenden Dunst. Das rastlose Getrappel dieser unzähligen Füße wirbelt eine unabsehbare Staubwolke auf, die niedrig über dem Erdboden hängen bleibt und die Luft in ein dickes, trübes Element verwandelt, dem sich die Lungen widersetzen. Die Häuser geben ekelhafte Gerüche von sich, die Ausdünstung von ungelüfteten Zimmern, von Waschküchen, von Gemüsekellern, von Werkstätten, von Spelunken, wo Bier oder Wein oder Kaffee ausgeschänkt wird; jedes Fenster, jeder Flur, jedes Kanalgitter ist eine Kehle, die einen verpesteten Hauch in diese fürchterliche Atmosphäre ausatmet.

Alle Menschen sind häßlich und entstellt. Frauen mit kleinen Kindern auf dem Arm stehen unter den Hausthüren; ihre verrauften Haare kleben an den Schläfen, sie trocknen sich mit dem Rücken der Hand den Schweiß vom Gesicht; Männer gehen mit schleppenden Schritten von der Arbeit nach Hause; sie haben die Hüte ins Genick geschoben, und ihre rotbraune,

öhlige Haut glänzt wie mit Fett geschmiert; auf den Plätzen treiben sich halbentkleidete Knaben herum, ihre knochigen Arme und ihre sehnigen Hälse ragen aus den Tricots heraus, sie wühlen mit schwarzen Händen im Sand, oder sie treiben ihre Reifen vor sich her, rostige alte Radreifen, die rasselnd über das Pflaster gleiten; hagere, blutleere Mädchen, blaß vor Hitze und Erschöpfung, kommen aus den Läden, deren Rollbalken lärmend herunterkollern.

Und noch andere Gestalten bewegen sich auf den Trottoirs, Gestalten von Frauen mit einem anderen Gang, mit einer anderen Haltung als die Gestalten gewöhnlicher Frauen, mit gebrannten Haaren, die in dicken Büscheln auf die Stirne fallen, mit maskenhaften Gesichtern, deren bläulicher Schimmer die Schminke verrät, eingehüllt in den scharfen, widerlichen Geruch, den der Moschus den Toilettemitteln verleiht. Sie gehen, sie kommen; sie stehen hinter den Thüren verwahrloster Häuser, sie verschwinden in finstere Flure, sie tauchen aus rußigen Höfen auf; die grelle Buntheit ihrer Kleider sticht in der Dämmerung aus dem Gewühl der Hauptstraßen hervor und unterbricht wie ein schrilles Kreischen das Schweigen der Seitengassen.

Und die beklommene Schwüle des Augustabends scheint noch drückender zu werden; sie schnürt mir den Hals zu wie eine dumpfe Angst, wie die Angst vor etwas Ungeheurem, Grauenhaften, das seine Krallen unsichtbar nach mir ausstreckt. Da gehe ich hin, so allein, so abgeschieden inmitten dieser Geschäftigkeit, so

ausgeschlossen von allen Beziehungen, die in diesem Treiben gähren und kochen; aber das unreine Element, in dem alle diese fremden Wesen leben und atmen, ist auch für mich das Element, in dem ich atmen und leben muß, es hält mich in unzerreißbarer Gemeinschaft mit ihnen fest.

Diese Welt, zu der ich keinen Zugang habe, in der ich herumirre wie eine Seele im Fegefeuer, diese Welt voll Elend, voll Gemeinheit, voll Häßlichkeit, sie heftet sich an meine Sohlen, ich schleppe sie mit mir, ich kann ihr nicht entkommen, sie wälzt sich über mich herein und zermalmt mich.

Dann war ich eines Tages beherzt genug, in das allgemeine Krankenhaus einzutreten.

Und wieder bin ich ganz allein; niemand bekümmert sich um mich. In den Gartenanlagen des großen Hofes schlendern die Kranken herum; sie sehen aus wie Gestalten aus einem anderen Erdteil in ihrer Spitalstracht, die Männer mit einem weiß und blau gestreiften Kaftan, unter dem ihre an den Knöcheln zugebundenen Unterhosen sichtbar werden, die Frauen in weißen Barchent-Nachtleibchen und weißen Unterröcken; sie haben etwas Langsames und Gedämpftes in ihren Bewegungen, das die Fremdartigkeit ihrer Erscheinung noch verstärkt.

Unter den Kastanien der großen Allee, die schon halb entlaubt sind, gehen oder sitzen sie neben den Leuten, die zu ihnen auf Besuch kommen; ein Gemurmel von vielen Stimmen mischt sich in das Geräusch der Schritte auf den Kieswegen, wo das dürre Laub der Kastanien raschelt. Und so leise sind die Stimmen, daß dazwischen das Plätschern der Springbrunnen hörbar bleibt, die zu Seiten der Allee einen

dünnen Wasserfaden in halbleere Becken voll Papierschnitzel und abgefallener Blätter ergießen.

Dort sitze ich und betrachte mit Herzklopfen die Welt, in welcher Raimund Lamaris zu Hause ist.

Und nachdem ich es einmal gewagt, hatte, wagte ich es öfter. Dann geschah es, daß ich ihn von Weitem vorübergehen sah. Er kam quer über den Fahrweg, der um den Hof führt; eine von den weiß angezogenen Frauen mit grauem Kopf und gekrümmten Rücken, auf dem die Last vieler kummervoller Jahre zu liegen schien, humpelte zu ihm hin und hielt ihn an. Lächelnd richtete er einige Worte an sie; sie sah gläubig zu ihm auf, und ihre alten, von unzähligen Runzeln umgebenen Augen glänzten. Als er sich zum Gehen wandte, ergriff sie seine Hand und küßte sie mit Leidenschaft.

Er bemerkte mich nicht; ich staud auf und folgte ihm ungesehen. Sein Gang schien mir freier, seine Gestalt höher aufgerichtet in dieser Umgebung. Auf der Straße sah ich ihm nach, bis er im Gewühl verschwand, und ging mit einer zufriedenen und beruhigten Empfindung davon, als hätte ich irgend etwas erreicht, als wäre ein Anfang zu irgend etwas gemacht.

Er ging immer um diese Stunde aus; immer kam er aus derselben Richtung, nahm denselben Weg zum Thore und verschwand in derselben Gasse.

Eines Tages aber bog er in den Seitenweg ein und kam an dem Springbrunnen vorbei, wo ich saß. Er war so überrascht, als er mich gewahr wurde, daß er meine beiden Hände ergriff uud mich daran festhielt.

„Sie hier, Fräulein Gisa?“ rief er mit einer freundlichen und entgegenkommenden Nüance in seiner Stimme, wie jemand, der einen Besuch willkommen heißt. „Warten Sie auf Ihren Bruder?“

„Nein,“ sagte ich aufrichtig.

Er sah mich einen Augenblick an und fragte nicht weiter. Und nachdem er sich unschlüssig nach allen Seiten umgesehen hatte, setzte er sich neben mich auf die Bank.

Ja, kein Zweifel: es machte ihm Freude, daß er mich traf. Er schlug einen so herzlichen Ton an, und er war mitteilsamer als sonst; er begann von sich selbst zu erzählen, von seinen Beschäftigungen, von seinen persönlichen Wünschen und Absichten. Zum ersten Mal äußerte er eine Art Mißvergnügen über seine Lebensführung und sagte, daß er „gerade genug“ habe. Aber nun sei es Gewißheit geworden, daß er es nicht lange mehr mitzumachen brauche: der heutige Tag habe ihm etwas sehr Erfreuliches gebracht. Es gebe solche Tage, an denen einem nur Angenehmes widerfahre — er sah mich dabei mit seinem gütigen Lächeln an.

„Oh! Doktor Lamaris,“ sagte ich und lachte, „machen Sie auch Komplimente?“

„Nur an besonderen Tagen,“ versetzte er, gleichfalls lachend. „Heute habe ich etwas übrig. Aber Sie wissen ja längst, daß ich gerne — daß ich mich freue — daß Ihre Gesellschaft — das brauche ich Ihnen ja nicht erst zu sagen, Fräulein Gisa!“

„O doch, sagen Sie es mir, Doktor Lamaris!“

„Also dann sage ich es: ich hätte früher, bevor ich Sie kannte, so etwas wie Sie nicht für möglich gehalten. Sie sind für mich etwas Neues gewesen, eine entschiedene Bereicherung. Ihnen gegenüber empfand ich manchmal sogar ein gewisses Gefühl der Beschämung über meine bisherige Art, über das weibliche Geschlecht im allgemeinen abzuurteilen. Freilich sind Sie eine Ausnahme —"

„Nein, Doktor Lamaris, bitte, sagen Sie das nicht. Immer als Ausnahme hingestellt zu werden, ist so erschreckend! Man fühlt sich dann aus der Zusammengehörigkeit mit der übrigen Menschheit gerissen, und man weiß in dieser schauerlichen Einsamkeit nicht mehr, was man mit sich machen soll. Ist denn nicht jeder Mensch dort eine Ausnahme, wo seine Eigenart beginnt? Es kommt mir vor, als ob das Regelmäßige nur an der Oberfläche zu finden sei —"

„Vielleicht — in einem gewissen Sinn. Ich gebe zu, man sieht da gewöhnlich nur Oberflächen. Wie viele Frauen lernt man denn wirklich kennen? Und was für Frauen?"

Ich zuckte zusammen.

Er bemerkte es und sah mich mit einem verwunderten Blick an.

„Schon wieder verletzt?" fragte er lächelnd. „Es scheint, ich habe kein Glück bei Ihnen mit meinen Gesprächen. Selbst wenn ich Ihnen zustimme, sind Sie nicht zufrieden? Im Ernst: ich betrachte es als einen Glücksfall, daß ich Sie kennen gelernt habe, Fräulein Gisa. Glauben Sie mir das nicht?"

„O ja, obwohl Sie das so ohne — Enthusiasmus sagen!“

Er lachte.

„Enthusiasmus? Den verlernen wir allerdings gründlich!“

Dann wurde er wieder ernst. Er schlug die Beine übereinander und umschlang sein Knie mit beiden Händen. Und in dieser Bewegung lag etwas, das mich mehr berührte als seine Worte. Immer übte er mit seinen Bewegungen auf mich eine größere Überredung, als mit seinen Worten.

„Enthusiasmus verträgt sich nicht mit der Zucht, die wir durchmachen — mit der Zucht zum wissenschaftlichen Denken. Mit dem Enthusiasmus ist es wie mit dem Glauben — er gehört einer anderen Entwicklungsstufe des Denkens an. Man muß ein anderes Leben führen, wenn man das, was Sie Enthusiasmus nennen, behalten will, Fräulein Gisa. Es scheint, daß Sie geneigt sind, mir aus diesem Mangel an — also bleiben wir bei dem Wort, an Enthusiasmus einen Vorwurf zu machen. Aber Sie wissen nicht, in welchem Grade das Leben, das ich führe, einen Menschen absorbiert, welche Abhärtung, ja Abstumpfung dazu notwendig ist —“

„Ich weiß es,“ sagte ich bebend.

„Wie sollten Sie das wissen! Wie sollten Sie sich eine Vorstellung davon machen können! Sie leben in einem geschützten Kreise — in schönen Träumen, die mit der Wirklichkeit nichts zu thun haben. Das ist vielleicht ein Glück — aber es ist

auch eine Gefahr, Fräulein Gisa. Ich habe den Eindruck, als ob Sie einen Zusammenstoß mit der Wirklichkeit nicht ertragen könnten —"

„O, was das betrifft, — erinnern Sie sich, Sie haben mir ja einmal gesagt, daß ich mehr in der Realität als in Büchern leben sollte —?"

„So? Habe ich das gesagt? Das war jedenfalls ein ganz vernünftiger Rat."

„Ich habe diesen Rat befolgt. Ich habe mich in die Realität gestürzt —"

„Ei! Wie haben Sie denn das angefangen?"

„Wie dachten Sie, daß ich es anfangen sollte? Sie haben mir den Rat gegeben, aber nicht den Weg gezeigt. Ja Sie selbst, Doktor Lamaris, wollen die Realität von mir ferne halten und verbergen —"

„Ich?"

„Die Realität — das heißt wohl alles Harte, Schreckliche, Grausame, das im Leben ist? Aber bin ich denn nicht abgehärtet durch die hoffnungslose Krankheit, die ich immer vor Augen habe? Warum wollten Sie mir verbergen, daß das Schicksal auch mit Ihnen nicht anders verfahren ist? Daß Ihre Jugend von einem ähnlichen Schicksal wie die meine verdunkelt war?"

Er wurde wieder sehr finster.

„Wer hat Ihnen davon erzählt?"

„Muß ich das sagen? Ich habe versprochen, es nicht zu sagen."

„Genug, daß Sie es wissen! Es ist mir recht, daß Sie es wissen. Und ich habe wohl bemerkt, daß

es Ihnen nicht unbekannt geblieben ist. Aber lassen wir das! Ich möchte nicht darüber reden, nicht mit Ihnen, Fräulein Gisa. Es führt zu nichts. Man kann das Unabänderliche doch nicht ändern. Man macht sich nur weich, wenn man sich beklagt."

„Aber warum weisen Sie alle Teilnahme zurück? Wie glücklich wäre ich —"

„Nein, keine Teilnahme! Auch von Ihnen nicht, von Ihnen am allerwenigsten."

Er stand auf. „Lassen wir das," sagte er noch einmal mit einer plötzlichen Härte in seiner Stimme. „Und kommen Sie; es beginnt zu dämmern, wir können nicht länger hier sitzen."

Ich blieb mit herabgesunkenem Kopfe sitzen und rührte mich nicht.

Er ging einige Schritte auf und ab, dann stellte er sich vor mich hin, faßte mit seinen beiden Händen meinen Kopf und hob ihn auf.

„Lassen wir das," wiederholte er sehr sanft, „ich bitte Sie darum! Das ist ein Kapitel, über das ich nicht reden kann. Man hat seine Worte niemals ganz in der Gewalt; sobald man spricht, sagt man mehr, als man wünscht. Da ist nichts zu ändern — indem man darüber spricht, macht man die Sache nur schlimmer, nur empfindlicher —"

Ich hielt seine Hände in den meinen und betrachtete sie, während er so vor mir stand. Eine Versuchung, diese schönen Hände zu küssen, überfiel mich; aber ich sagte bloß: „Neulich einmal, als Sie dort vorübergingen, habe ich gesehen, wie eine alte Frau

auf Sie zukam und Ihnen die Hand küßte. Das hat mir einen tiefen Eindruck gemacht. Es lag eine so inbrünstige Verehrung in der Art, wie diese arme alte Frau Ihnen die Hand küßte!“

Er setzte sich wieder neben mich.

„Immer enthusiastisch!“ sagte er kopfschüttelnd. „Diese Frau war ein alter Dienstbote; solche Leute sind das Handküssen gewöhnt. Sie küssen die Hand für jede Kleinigkeit. Ich würde ja gerne mehr thun, wenn ich die Zeit hätte. Man thut sein Äußerstes — und wie weit bleibt man noch hinter dem zurück, was man sollte!“

Dann sah er mich mit einem seiner unvermuteten Blicke an.

„Sie sind also heute nicht zum ersten Mal hier? Aber das ist kein Aufenthaltsort für Sie. Statt einer Sommerfrische dieser Spitalgarten —“

„Er ist ein Stück Realität, Doktor Lamaris —!“

„Ich sehe, man kann Ihnen gegenüber nicht vorsichtig genug sein. In diesem ungewöhnlichen Kopf bringt jedes Wort eine ungewöhnliche Wirkung hervor. Man müßte Zeit für Sie haben, viel Zeit! Man müßte sich mit Ihnen beschäftigen können! Sie sind nicht wie jene Mädchen, die so nebenher gehen, die keine Gedanken für sich beanspruchen, weil sie selbst keine haben; Sie können sich nicht mit einem Teil einer Person begnügen, Sie nehmen die ganze für sich in Anspruch —“

Er sagte das vor sich hin, als ob er mehr zu sich als zu mir spräche; dabei zeichnete er mit

dem Stock nachdenkliche Figuren vor sich in den Sand.

Ich aber hörte mit angehaltenem Atem zu. Es schien mir, daß ich nie beseligendere Worte der Anerkennung empfangen hätte.

Er fuhr fort in dieser Weise, halb zu sich, zu sprechen. Von mir hinweg verlor sich sein Gespräch in allgemeine Gesichtspunkte und kehrte wieder zurück auf sein eigenes Leben, ohne daß ich den leitenden Zusammenhang seiner Gedanken verfolgen konnte. Etwas Unausgesprochenes schien im Hintergrunde seiner Gedanken zu stehen, etwas, das er ausdrücken wollte, ohne es zu nennen. Er sprach davon, daß man lernen müsse, Entweder — Oder zu sagen, daß man wählen müsse zwischen dem Einen und dem Andern, und daß diejenigen, die beides vereinigen zu können glauben, die ewig Mittelmäßigen blieben; er sprach von einem Problem, sich die Zeit einzuteilen, da es sich darum handle, ein feststehendes Maß von Zeit und ein immer wachsendes Maß von Arbeit in ein Verhältnis zu setzen; er sprach von der ungeheuren Arbeit, die noch zu leisten sei, von dem unermeßlichen Gebiet, das noch zu bearbeiten sei — Arbeit, Arbeit, Arbeit! Dieses Wort ging durch sein Gespräch wie ein Leitmotiv in unerschöpflichen Varianten; so oft er es aussprach, klang in seiner sonoren Stimme ein Unterton, der es vor allen andern Worten heraushob. Er sprach es mit Feierlichkeit, fast mit Fanatismus; er sprach es, als ob es das Wort des Heils wäre, das alle Schmerzen lindern, alle Übel heilen,

alle Rätsel lösen könnte. Arbeit, Arbeit, Arbeit! Und alles Andere klein, nichtig, hinfällig, trügerisch, überflüssig!

„Sie haben also doch nicht allen Enthusiasmus verloren, Doktor Lamaris," sagte ich leise.

Er wandte mir sein Gesicht zu. Seine düsteren Augen waren von einem ungewöhnlichen Glanz erhellt.

„Ja, das ist das große Glück meines Lebens! Wenn ich diesen Enthusiasmus der Arbeit nicht hätte, müßte ich mich erschießen. Ich könnte das Leben nicht aushalten mit dem Gedanken an das böse Erbe, das ich mit mir trage. Aber wenn ich nur so viel Zeit habe, zu leisten, was ich leisten will, wenn ich nur so viel Zeit habe, die Arbeit zu vollbringen, die meine Lebensarbeit ist — was liegt dann an dem Übrigen! Was liegt daran, wann und wie ich dann zu Grunde gehe! Und ich weiß, ich habe die Kraft, dieses Ziel zu erreichen, ich habe die Kraft, Allem, was ein Hindernis oder eine Störung wäre, aus dem Wege zu gehen. Diese Kraft ist eine Bürgschaft. Darin liegt ein Ersatz für Alles, darin muß ein Ersatz für Alles liegen! Damit kann man sich Vergangenheit und Zukunft aus dem Kopf schlagen."

Er stand auf und trat an das Gitter des Brunnens. Ich sah, daß er bewegter war, als er zeigen wollte; um seine Ergriffenheit zu verbergen, starrte er angespannt auf den glitzernden Wasserstrahl, der dort sprudelte.

Unter den Bäumen dunkelte es schon. Der Garten hatte sich geleert; die Kranken waren verschwunden;

ich hörte nichts in dieser Stille als das Klopfen meines eigenen Herzens neben dem Plätschern des Springbrunnens.

Und alle meine Gedanken waren wie ausgelöscht vor Liebe, während ich die dunkle, einsame Gestalt betrachtete, die an dem Brunnengitter lehnte.

Als er sich wieder zu mir wandte, war er vollkommen ruhig. Er trug mir an, mich nach Hause zu begleiten: „Es ist so spät geworden, daß ich Sie nicht allein gehen lassen kann —"

„Ich bin gewohnt, allein zu gehen."

„Heißt das, daß Sie lieber allein gehen?"

„Nein, das heißt, daß Sie keine Verpflichtung haben. Ich will nicht Gegenstand einer bloßen Pflichterfüllung sein!"

„Also dann bitte ich um die Erlaubnis, Sie begleiten zu dürfen."

„Das klingt schon besser. Aber kann ich es auch verantworten? Sie haben mir ja vorgeworfen, daß ich eine zeitraubende Beschäftigung bin —?"

Er lachte und ging auf diesen Ton ein.

„Soll ich nicht ausnahmsweise einmal liederlich sein? Und ich habe Ihnen ja gesagt, daß heute ein besonderer Tag ist."

Er führte mich durch ein Labyrinth unzähliger aneinandergereihter Höfe nach dem rückwärtigen Ausgang. Ich wußte nicht, wo wir hinauskommen würden; als die kleine Seitenpforte neben einem großen ver-

schlossenen Thor hinter uns zugefallen war, stand wie mit einem Zauberschlag in der stillen und e legenen Gasse, in der ich Nelly mit dem Oberlieuten von Zedlitz begegnet hatte.

O Glück der Verwirklichung! Da ging ich i an derselben Stelle, da ging ich nun an seiner S und was ich für unmöglich gehalten hatte, es i dennoch eingetreten. Dieses Zusammentreffen ersd mir als ein glückliches Omen, als eine Verheißu Ich wurde ganz still vor innerem Glück.

Und die Stadt hatte plötzlich eine andere M angenommen. Sie war voll Behagen und Freudig Ich hörte das Gelächter der Männer und das Jauch der Kinder, die Töne der Zufriedenheit in den sprächen der Leute, die Feierabend machten; ich hoch oben die glänzenden Fensterscheiben, in denen die Abendwolken spiegelten, und tief unten die Straß laternen, die als gelbe Funken in die viol Dämmerung gesäet waren. Der Himmel stand eine krystallene Säule zwischen den dunklen Häu reihen; der Fuß der Gebäude verlor sich in farl Tiefen; eine prangende Schönheit und Fülle i überall ausgegossen. Und aus allen den Geräusc der Straße, die sich zu einem gleichmäßigen Lärm das Rauschen des Meeres vereinigten, rief die waltige Stimme des Lebens, des triumphierenden, i schwenderischen, unerschöpflichen Lebens, das aus alle Gegensätze hervorgebracht hat und sie mit gleichen unbekümmerten Liebe erhält.

Wir kamen ins Cottage, ohne daß ich wußte, wie. Der Weg war mir nie so kurz vorgekommen.

Raimund Lamaris erzählte mir auf dem Wege — und er setzte hinzu, daß er es nur mir erzähle — warum dieser Tag ein besonders glücklicher für ihn sei. Er habe sich um eine Stelle beworben, die er sich kaum zu erhoffen wagte, weil er der Jüngste unter den Vorgeschlagenen war. Und heute habe er erfahren, daß seine Ernennung unmittelbar bevorstehe. Diese Stelle werde ihm Gelegenheit geben, alle seine Pläne und Absichten zu verwirklichen; sie bedeute eine Anerkennung, einen Erfolg, eine Auszeichnung, die ihn für vieles Bittere und Schwere entschädige. Von seinem bisherigen Leben redete er wie von etwas, das abgeschlossen ist, das man überstanden hat, auf das man schon wie auf Vergangenes zurückblickt.

Es war fast finster geworden, als wir vor unserem Hause anlangten. Lange standen wir vor dem Gartenthor in der einsamen Straße, ohne daß Raimund Lamaris Anstalt machte, sich zu verabschieden.

Da fragte ich ihn, ob er nicht eintreten und mit uns das Abendbrod nehmen wolle.

Das lehnte er ab. „Nein danke, ich muß fort, ich habe zu thun,“ sagte er — aber er ging doch nicht fort. Er betrachtete die Straße, das Haus, das Gartenthor, als ob er all dies zum ersten Mal sähe. Im Speisezimmer brannte die Lampe; das Licht flimmerte freundlich durch die Butzenscheiben, und der rote Rand, mit dem sie eingefaßt waren, funkelte.

Er legte die Hand auf das hölzerne Stacketengitter und versank in Nachdenken.

Es war, als hätte er meine Anwesenheit vergessen.

Nach einer Weile des Schweigens berührte ich seinen Arm:

„Woran denken Sie, Doktor Lamaris?“

Aber mit Bestürzung sah ich, daß sein Gesicht sich verändert hatte, und daß der schmerzliche, finstere Ausdruck, der gewöhnlich über seinen Augen lag, zurückgekehrt war. Ja, ich glaubte in der tiefen Dämmerung einen unsicheren Schimmer darin zu bemerken, einen Schimmer wie von Thränen.

Da hielt ich mich nicht länger. Ich ergriff seine herabhängende Hand, diese schöne seelenvolle Hand, und küßte sie besinnungslos.

„Sie sind nicht glücklich!“ sagte ich zitternd vor Leidenschaft. „Sie verbergen etwas, Sie sprechen etwas nicht aus! Aber glauben Sie mir, ich bin fähig, Alles zu hören, ich will fähig sein! Ich werde Alles verstehen, was Sie mir sagen!“

„Nein,“ antwortete er mit fester Stimme, „es ist nichts! Meine Erwartungen sind erfüllt, ich bin vollkommen zufrieden. Machen Sie sich keine Gedanken über mich.“

Er zog meine beiden Hände mit einer jähen Bewegung an seine Brust. Dann stieß er sie eben so jäh von sich und ging rasch, ohne ein Wort des Abschieds, und ohne sich noch einmal umzusehen, die Straße hinab.

Ich stand betäubt, ich rührte mich nicht. Wie

glücklich war ich, wie glücklich! Trunken vor Glück! Ja, ganz wie in einem Rausch hatte ich alles Gefühl für Ort und Stunde verloren, wie wenn die Zeit in dem Augenblick stillgestanden wäre, als er meine Hände an seine Brust drückte. Dieses Leben, das unter meinen Händen atmete, es war das Leben, das ich liebte! In dieser atmenden Bewegung empfing ich das Geschenk seines Lebens; es strömte wie ein magisches Fluidum durch meine Hände, es floß von ihm zu mir herüber als ein bebender Schauer. Ewiges Wunder des Lebens, habe ich denn vor dieser Minute gewußt, welche Wonne in dir ist? Meine Hände glühen vor Dank und Entzücken, meine Hände lieben dich in der Gestalt des Einen, in der du mir entgegenkommst!

Ich war voll zuversichtlicher, freudiger Erwartung. Dieser Widerstand aus unerfindlichen Motiven, er konnte nicht dauern, er mußte schwinden — wie sollte es anders möglich sein? Man widersteht nicht, wenn man liebt. Die Liebe ist das Mächtige, das Siegreiche, das Triumphierende. Man verschmäht sie nicht, man setzt keine anderen Götter über sie. Es giebt kein Glück außer ihr.

In zwei Tagen werde ich Raimund Lamaris wiedersehen, wenn er zu meinem Vater kommt. Er wird seine undurchdringliche, unzugängliche Miene haben wie sonst; er wird noch unzugänglicher sein als sonst, ich kenne ihn! Aber ich werde nicht mehr bange werden über diese Unzugänglichkeit; denn ich weiß, die harte Schale wird eines Tages in dem Feuer schmelzen, das unter ihr verborgen brennt.

Aber Raimund Lamaris kam nicht in zwei Tagen. An seiner Stelle kam ein Brief, in welchem er meinem Vater mitteilte, daß er eine Berufung an die Universität Prag erhalten habe, und daß er abgereist sei, um die dortigen Verhältnisse persönlich kennen zu

lernen. Er empfahl meinem Vater einen seiner Kollegen, der ihn vertreten sollte, und bat, den „Damen“ seine Empfehlungen zu entrichten. Nach seiner Rückkehr werde er sich erlauben, seinen Abschiedsbesuch zu machen.

Ich wartete vierzehn Tage, ich wartete drei Wochen. Meine Zuversicht war nicht wankend geworden; das konnte, nein, das konnte nicht das Ende sein!

Der September verging. Ich tanzte auf Nellys Hochzeit; und wie arm erschien mir Nelly, die ihr Ideal von einem Mann für diesen Ferdinand hingegeben hatte!

Der Oktober kam, der Oktober verging, die Schulen hatten längst begonnen, Raimund Lamaris ließ nichts von sich hören.

Niemand im Hause schien sich darüber zu verwundern. Mein Vater, wie eine untreue Geliebte, schwärmte schon von seinem neuen Arzt, der eine sehr uninteressante Persönlichkeit war. Meine Mutter hegte seit der versagten Badereise eine Abneigung gegen Raimund Lamaris; sie kommentierte seinen Abschiedsbrief, indem sie mit einem Seitenblick auf mich äußerte, es sei höchste Zeit gewesen, daß eine Veränderung eintrete, denn dieser Doktor habe hier im Hause „allen Leuten“ den Kopf verdreht. So war es natürlich ausgeschlossen, daß ich jemals ein Wort über die Sache meines Herzens mit ihr reden konnte.

Endlich bot ich meine ganze Fassung auf und fragte Max so gleichgiltig ich konnte, ob Doktor

Lamaris, der uns doch einen Abschiedsbesuch in Aussicht gestellt habe, noch nicht zurückgekommen sei.

„Professor Lamaris und Abschiedsbesuche? Was glaubst du denn! Er ist Anfangs Oktober auf zwei oder drei Tage hier gewesen, um einzupacken; Abschied aber hat er von niemandem genommen. Mit solchen überflüssigen und beschwerlichen Formalitäten vertrödelt er seine Zeit nicht."

Da kam es mir allmählich zum Bewußtsein, daß Raimund Lamaris Abschied von mir genommen hatte, als er meine Hände an seine Brust drückte. Und Alles, was er mir an jenem Abend sagte, seine Offenheit, sein Entgegenkommen, seine Zärtlichkeit, war Abschied, Abschied!

either sind zwei Jahre vergangen.

Ich glaubte, daß ich überwunden hätte. Wenn ich an ihn dachte, empfand ich nur jene stimmungsvolle Wehmut, die an allem Vergangenen haftet.

Und als Max von seinem Besuch bei ihm zu erzählen begann, war ich nicht einmal besonders begierig, etwas darüber zu erfahren. Aber kaum hörte ich, daß er verheiratet sei, so fühlte ich schon, wie die Unruhe aus der Tiefe aufstieg. Doch brachte ich es noch ohne Schwierigkeit über mich, zu fragen, wen er geheiratet habe.

„Ein sehr hübsches Mädchen," sagte Max beifällig.

„Aber wer ist sie, aus welcher Familie?"

„Das weiß ich nicht. Ich weiß nur, daß sie wirklich hübsch ist, ein Bild der Gesundheit — darauf hat er bei den Weibern immer große Stücke gehalten."

„Wie hat er sie denn kennen gelernt? Hat er also doch angefangen, Gesellschaften zu besuchen?"

„Na, in „Gesellschaften" hat er sie wohl nicht kennen gelernt. Er hat sie als Köchin oder Haushälterin oder so etwas dergleichen in Prag aufgegabelt, als ihm das Wirtshausleben aus irgend welchen Gründen lästig geworden war. Und was das

Heiraten betrifft — nächstens wird ein kleiner Lamaris das Licht der Welt erblicken; das scheint ihn dazu bewogen zu haben."

Von da an begann mir der gleichgültige Ton schwer zu fallen. Es beleidigte mich, daß er eine Köchin zur Frau genommen hatte, wiewohl es für mich doch einerlei sein konnte, ob er eine Köchin oder eine Fürstin heiratete.

„Aber wie ist das nur möglich?" fragte ich gereizt. „Menschen von so verschiedener Bildungsstufe können doch nicht in geistiger Gemeinschaft leben?"

Max lachte. „Geistige Gemeinschaft!" sagte er geringschätzig. „Zwischen Männern wie er und einem Frauenzimmer ist das, was du geistige Gemeinschaft nennst, ohnehin nicht mehr möglich."

„Warum nicht?"

„Sehr einfach: weil solche Männer gänzlich absorbiert sind durch Dinge, von denen auch das gebildetste Frauenzimmer nichts versteht. Außerdem war es seine prinzipielle Anschauung, daß Männer, die stark auf Kosten des Gehirnes leben, Frauen aus geschonten Bevölkerungsschichten heiraten sollen — von wegen der Nachkommenschaft."

Ich schwieg; denn hätte ich gesagt: „ich hasse alles Prinzipielle" — und hasse ich es nicht aus tiefster Seele? — so hätte Max vielleicht geärgert das Gespräch abgebrochen.

„Und — und ist er glücklich verheiratet?" fragte ich nach einer Pause.

„O ja, so weit ganz glücklich. Die kleine Frau

scheint keine Ansprüche an ihn zu stellen; sie saß den ganzen Abend bei Tisch, ohne sich ins Gespräch zu mischen, und es sah ganz danach aus, als ob sie es nicht anders gewöhnt sei. Er hat noch immer den Kopf voll Ideen! Aber merkwürdig — das epochemachende Werk, das man von ihm erwartet, hat er noch nicht geschrieben."

Dann machte er plötzlich seine Brudermiene. Ich wußte, jetzt würde er etwas sagen, was er sagen darf, weil er intim genug mit mir ist, und was er nicht sagen sollte, weil er doch nicht intim genug mit mir ist.

„Übrigens habe ich immer vermutet, daß er seinerzeit ein gewisses Faible für jemanden hatte, den Du kennst. Und denke Dir: seine Frau hat eine auffallende Ähnlichkeit mit — nun, mit wem glaubst Du?"

„Wie soll ich das wissen?"

„Mit Dir! Besonders beim Sprechen erinnert sie stark an Dich; sie hat ganz dieselben Mundbewegungen. Nur ist sie nicht so blaß und auch nicht so mager wie Du. Sie ist wie eine ins Gesunde übersetzte Ausgabe von Dir."

Ein einziges Wort hat Alles wieder lebendig gemacht!

Freyhoffs Buchdruckerei in Nauen.

Freyhoffs Buchdruckerei in Nauen.

Moderne Romane, Novellen 2c.

Peter Altenberg, Wie ich es sehe. Geh. M. 3.50, geb. M. 5.—.
Gabriele D'Annunzio, Der Unschuldige. Roman. Geh. M. 4.—.
Gabriele D'Annunzio, Lust. Roman. Geh. M. 5. –.
Hermann Bahr, Die gute Schule. Roman. 2. Aufl. Geh. M. 3.—.
Herman Bang, Am Wege. Roman. Geh. M. 3.—.
Otto Behrend, Roman einer Liebe. Geh. M. 2.50.
Carry Brachvogel, Der Erntetag und Anderes. Geh. M. 3.—.
Hedwig Dohm, Sibilla Dalmar. Roman. 2. Aufl. Geh. M. 4.—.
Arne Garborg, Bei Mama. Roman. 2. Auflage. Geh. M. 4.—.
Arne Garborg, Müde Seelen. Roman. 2. Auflage. Geh. M. 4.—.
Arne Garborg, Frieden. Roman. Geh. M. 4.—, geb. M. 5.—.
Fannie Gröger, Himmelsgeschichten. Geh. M. 2.—.
Fannie Gröger, Thränen. Geh. M. 2.—.
Carl Hauptmann, Sonnenwanderer. Novellen. Geh. M. 3.—.
Gerhart Hauptmann, Der Apostel. Novellistische Studien. 3. 4. Auflage. Geh. M. 1,50, geb. M. 2.50.
Ernst Hardt, Priester des Todes. Novellen. Geh. M. 2.50.
Otto Erich Hartleben, Die Geschichte vom abgerissenen Knopfe. Novellen. 6. Auflage. Geh. M. 2.—.
O. E. Hartleben, Vom gastfreien Pastor. 3.-4. Aufl. Geh. M. 2.—.
Otto Erich Hartleben, Der Römische Maler. Geh. M. 2.—.
Franz Ferdinand Heitmüller, Tampete. Novellen. Geh. M. 2.—.
Georg Hirschfeld, Dämon Kleist. Nov. Geh. M. 2.—, geb. M. 3.—.
Felix Hollaender, Das letzte Glück. Roman. Geh. M. 3.50.
Maria Janitschek, Ins Leben verirrt. Roman. Geh. M. 3.—.
Hans von Kahlenberg, Die Familie von Barchwitz. Roman. Geh. M. 3.—.
Sonja Kowalewska, Jugenderinnerungen. Geh. M. 3.—.
Hans Land, Um das Weib. Roman. Geh. M. 3.—.
Svend Leopold, Prinzessin Charlotte. Roman. Geh. M. 4.—.
John Henry Mackay, Der kleine Finger. Novellen. Geh. M. 1.50.
Rosa Mayreder, Idole. Roman. Geh. M. 2.—.
Elsbeth Meyer-Foerster, Meine Geschichten. Geh. M. 3.—.
Peter Nansen, Eine glückliche Ehe. 3. Auflage. Geh. M. 2.—.
Peter Nansen, Maria. 3. Auflage. Geh. M. 2.—.
Peter Nansen, Julies Tagebuch. Roman. 2. Aufl. Geh. M. 3.50.
Peter Nansen, Gottesfriede. Roman. 2. Auflage. Geh. M. 3.—.
Peter Nansen, Aus dem ersten Universitätsjahre. Geh. M. 3.—.
Peter Nansen, Judiths Ehe. Geh. M. 2.—.
Gabriele Reuter, Der Lebenskünstler. Novell. 2. Aufl. Geh. M. 3.—.
Gabriele Reuter, Aus guter Familie. Leidensgeschichte eines jungen Mädchens. Roman. 7. Auflage. Geh. M. 4.—.
Benno Rüttenauer, Zwei Rassen. Roman. Geh. M. 3.50.
Arthur Schnitzler, Sterben. Novelle 2. Auflage. Geh. M. 2.—.
Arthur Schnitzler, Die Frau des Weisen. Novelletten. Geh. M. 2.—.
Mathieu Schwann, Heinrich Emanuel. Roman. Geh. M. 3.50.
2 Erzählungen. Geh. M. 2.—.
ungen. Geh. M. 3.—.
re. Eine Erzähl. Geh. M. 2.—.

ruck von A. Seydel & ... B., Berlin C., Neue Friedrichstr. 48.



